

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91

I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 34

São Paulo, 8 Februar 1913

IX. Jahrg

Der Handel von Santos.

Im „Boletim da Associação Commercial de Santos“ veröffentlicht der Sekretär dieser Vereinigung, Herr Alberto Veiga, eine interessante Arbeit über den Handel in Santos. Da es sich um den Hafen Brasiliens handelt, der in der Ausfuhr die erste Stelle einnimmt und in der Einfuhr kaum mehr hinter Rio de Janeiro zurücksteht, so verdient die Studie allgemeine Beachtung, weswegen wir sie nachstehend wiedergeben.

Wir beabsichtigen nicht, in dieser Arbeit einen kommerziellen Rückblick für Santos zu liefern, obwohl das einer der nützlichsten und interessantesten Beiträge zum Studium der allgemeinen Entwicklung des Staates São Paulo wäre. Wir beschränken uns vielmehr darauf, denjenigen, die diesen Dingen Beachtung schenken, eine summarische Uebersicht über die Einfuhr, die Ausfuhr und den Schiffsverkehr dieses Hafens während der letzten elf Jahre zu liefern, also gerade für die Periode, in der der Fortschritt São Paulos am entschiedensten war, besonders während der letzten fünf Jahre. Daß die Entwicklung geradezu fabelhaft zu nennen ist, das beweisen zur Genüge die Zahlen. Es bedarf keiner langen Ausführungen, denn wir alle beobachten Tag für Tag die Tatsachen, die die nachstehenden Zahlenreihen aussprechen. Wenn man das schnelle Wachstum dieses Platzes während der genannten Periode beobachtet; wenn man sich vergegenwärtigt, welche riesenhafte Umwandlungen die Staatshauptstadt São Paulo erfahren hat; wenn man den Wettbewerb um die hervorragendste Stellung überdenkt, den die Municipien des Innern entfalten; so hat man das exakte Maß der unglaublichen Entwicklung des Staates, besonders in den letzten Jahren, begünstigt durch Faktoren, deren Wirkung sich immer mehr steigert.

Es ist müßig, darauf hinzuweisen, daß die Erweckung der lebendigen Kräfte des Staates zum guten Teil der Einwanderung zu verdanken ist, sei sie auf Kosten der Regierung, sei sie aus eigenen Mitteln der Einwanderer erfolgt. Die Ansetzung von Kolonisten in verschiedenen Gegenden des Staates hat wahre Ackerbauzentren geschaffen, die mehr oder minder weite Gebiete beeinflussen. Andererseits haben das Wachstum der Industrie, die Einschließungsbahnen, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Anbaumethoden unter Anwendung der me-

chanischen Bodenbearbeitung und der Errungenschaften der Wissenschaft, die Verbreitung des landwirtschaftlichen Unterrichts und so und so viele andere Faktoren zu dieser Belebung beigetragen, die den Staatsorganismus kräftigt und ihn arbeits- und widerstandsfähig macht.

Was den Ausbau des die Nachbarstaaten bedienenden Eisenbahnnetzes anbelangt, so genügt es, auf den Ueberblick hinzuweisen, den die Sociedade Paulista de Agricultura gegeben hat. Der Staat Goiaz hat eine Erschließungsbahn bekommen, die in Araguay an das Netz der Companhia Mogyana anschließt. Die große Linie der brasilianischen Nordwestbahn durchschneidet einen bedeutenden Teil des Paulistaner Territoriums und tritt dann in das Gebiet von Matto Grosso über. In Baurú hat sie Anschluß an die Companhia Paulista und an die Sorocabana Railway. Die Linie der Sorocabana, die nach Porto Tibiriçá hin im Bau begriffen ist, wird einen anderen Teil des Staates Matto Grosso durchziehen, die Gegend von Vaccaria. Dieselbe Sorocabana Railway hat in Itararé die Grenze des Staates São Paulo bereits überschritten und hat durch die Südstaaten hindurch Santa Maria da Bocca do Monte im äußersten Süden des brasilianischen Territoriums erreicht. Die Companhia Mogyana arbeitet im Gebiet von Minas. Sie berührt sich in Eleuterio mit der Estrada de Ferro Sapucahy, überschreitet die Grenze von Süd-Minas bei Poços de Caldas, bei Guaxupé, auf der Mococa-Zweiglinie, bis Moate Bello, Passos und Santa Rita de Cassia gehend, in Jaguára, und über Uberaba nach Araguay reichend.

Alle diese Verkehrsadern bringen nach Santos die landwirtschaftlichen und industriellen Produkte, die zur Ausfuhr bestimmt sind und befördern nach São Paulo und den Nachbarstaaten die Einfuhrwaren. Wir wollen nun die schnelle Entwicklung des Staates an der Hand der Ein- und Ausfuhrzahlen der letzten elf Jahre betrachten.

Wert der Einfuhr über Santos.

| Jahr | Wert in Papier | Wert in Gold |
|------|------------------|-----------------|
| 1902 | 91.136:229\$000 | 40.031:176\$000 |
| 1903 | 84.075:499\$000 | 37.177:918\$000 |
| 1904 | 88.373:194\$000 | 39.783:415\$000 |
| 1905 | 78.372:959\$000 | 45.791:636\$000 |
| 1906 | 96.389:395\$000 | 56.921:119\$000 |
| 1907 | 134.674:868\$000 | 75.240:199\$000 |
| 1908 | 113.797:730\$000 | 63.286:819\$000 |

| | | |
|------|------------------|------------------|
| 1909 | 114.055:264\$000 | 63.511:507\$000 |
| 1910 | 141.781:578\$000 | 84.337:737\$000 |
| 1911 | 192.865:246\$000 | 143.102:787\$000 |
| 1912 | 248.698:304\$000 | 147.376:770\$000 |

Wert der Ausfuhr über Santos.

| Jahr | Wert in Papier | Wert in Gold |
|------|------------------|------------------|
| 1902 | 280.131:978\$000 | 123.479:011\$000 |
| 1903 | 242.751:430\$000 | 107.349:536\$000 |
| 1904 | 254.867:611\$000 | 115.849:169\$000 |
| 1905 | 220.230:469\$000 | 129.326:156\$000 |
| 1906 | 308.946:606\$000 | 180.283:452\$000 |
| 1907 | 342.688:366\$000 | 191.557:221\$000 |
| 1908 | 277.022:503\$000 | 154.035:415\$000 |
| 1909 | 431.730:722\$000 | 240.663:309\$000 |
| 1910 | 282.146:602\$000 | 175.537:268\$000 |
| 1911 | 480.900:286\$000 | 284.733:193\$000 |
| 1912 | 530.135:051\$000 | 314.151:103\$000 |

Die Einfuhr ist also von 1902 bis 1912 um 272 Prozent gestiegen. Es gibt wohl kein beredteres Zeugnis für die ganz außergewöhnliche Steigerung unserer Handelsbeziehungen zum Auslande, als diesen Prozentsatz. Vor einiger Zeit berechneten wir, daß die Einfuhr über Santos im Jahre 1912 auf etwa 240.000 Contos anwachsen werde. In Wirklichkeit hat sie nahezu 249.000 Contos betragen und somit selbst optimistische Erwartungen noch um ein Erkleckliches übertroffen, trotz der Ausnahmebedingungen, unter denen unser Hafen während des letzten Vierteljahres 1912 stand, wo der Dienst am Kai der Dockgesellschaft fast paralysiert war. Aus den obigen Zahlen geht hervor, daß der monatliche Wert der Einfuhr im Vorjahre durchschnittlich 20.724:858\$000 betrug, gegen 16.072:103\$000 im Jahre 1911 und gegen nur 7.594:685\$000 im Jahre 1902. Die Differenz wäre geeignet, starke Zweifel im Geiste des Beobachters zu wecken, wenn nicht die Richtigkeit der Zahlen über jeden Zweifel erhaben wäre.

Parallel zu der bedeutenden Vermehrung des Wertes der Einfuhr geht die Entwicklung des Schiffsverkehrs im Hafen von Santos. Die nachstehenden Tabellen für die gleichen 11 Jahre erweisen das.

Eingelaufene Schiffe:

| Jahr | Dampfer | Segel-schiffe | Zu-sammen | Tonnen-gehalt |
|------|---------|---------------|-----------|---------------|
| 1902 | 86 | 90 | 955 | 1.368.150 |
| 1903 | 828 | 102 | 930 | 1.355.480 |
| 1904 | 91 | 73 | 984 | 1.511.096 |
| 1905 | 1.022 | 65 | 1.085 | 1.691.641 |
| 1906 | 1.146 | 63 | 1.209 | 2.120.781 |
| 1907 | 1.292 | 67 | 1.358 | 2.708.040 |
| 1908 | 1.393 | 56 | 1.452 | 3.062.641 |
| 1909 | 1.459 | 44 | 1.503 | 3.335.291 |
| 1910 | 1.506 | 33 | 1.575 | 3.566.780 |
| 1911 | 1.579 | 35 | 1.634 | 3.785.896 |
| 1912 | 1.701 | 69 | 1.770 | 4.113.975 |

Ausgelaufene Schiffe:

| Jahr | Dampfer | Segel-schiffe | Zu-sammen | Tonnen-gehalt |
|------|---------|---------------|-----------|---------------|
| 1902 | 872 | 87 | 959 | 1.755.853 |
| 1903 | 827 | 106 | 927 | ca. 1.350.000 |
| 1904 | 903 | 75 | 978 | 1.508.741 |
| 1905 | 1.017 | 67 | 1.087 | 1.687.468 |
| 1906 | 1.149 | 64 | 1.213 | 2.122.950 |
| 1907 | 1.289 | 66 | 1.355 | 2.693.047 |
| 1908 | 1.398 | 56 | 1.454 | 3.017.794 |
| 1909 | 1.461 | 44 | 1.505 | 3.342.063 |
| 1910 | 1.539 | 38 | 1.577 | 3.567.264 |
| 1911 | 1.576 | 32 | 1.628 | 3.773.059 |
| 1912 | 1.645 | 73 | 1.758 | 4.067.955 |

Von 1902 bis 1912 hat also der Zahl der Schiffe nach eine Zunahme des Verkehrs um 85 Prozent stattgefunden, dem Tonnengehalt nach aber -- und das ist ja das Entscheidende -- um 300 Prozent. In diesen Ziffern kommt nicht nur die riesige Entwicklung unseres Außenhandels zum Ausdruck, sondern auch die Entwicklung des Schiffbaues. Der Tonnengehalt der Dampfer ist immer größer geworden,

und heute verkehren in Südamerika Schiffe, für deren Tiefgang der Wasserstand an unserem Kai gegenwärtig leider in keiner Weise ausreicht. Der Schiffsverkehr ist übrigens ganz unabhängig von der Größe der Kaffee-Ernten, die bekanntlich sehr wechselten, ständig gestiegen. Das ist eine Tatsache, die ausschließlich auf die schnell zunehmende Einfuhr und auf den stets wachsenden Passagier- und Einwandererverkehr zurückzuführen ist. Entsprechend der Einfuhr ist auch die Zolleinnahme gewaltig gestiegen. Die Steigerung von 1902 bis 1912 betrug 264 Prozent.

| Jahr | Eingelaufene Schiffe | Einfuhrwert (Papier) | Zollein-nahmen |
|------|----------------------|----------------------|----------------|
| 1902 | 955 | 43.031:176\$ | 34.969:49\$ |
| 1903 | 930 | 37.177:948\$ | 30.793:740\$ |
| 1904 | 984 | 39.783:415\$ | 31.955:610\$ |
| 1905 | 1.085 | 4.791:636\$ | 36.757:853\$ |
| 1906 | 1.209 | 56.921:119\$ | 43.586:379\$ |
| 1907 | 1.358 | 75.240:199\$ | 52.532:525\$ |
| 1908 | 1.452 | 61.86:819\$ | 46.22:2\$ |
| 1909 | 1.503 | 63.511:507\$ | 43.392:699\$ |
| 1910 | 1.575 | 84.337:737\$ | 55.625:869\$ |
| 1911 | 1.634 | 143.102:787\$ | 72.792:535\$ |
| 1912 | 1.770 | 248.698:304\$ | 92.334:353\$ |

Der Monatsdurchschnitt der Zolleinnahmen im vergangenen Monat betrug also 7695 Contos, gegen 6066 Contos im Jahre 1911 und gegen nur 2914 Contos im Jahre 1902. Also auch der Ertrag des Zollamtes hat sich in 11 Jahren nahezu verdreifacht. Da gegenwärtig eine Reform des Zolldienstes in hiesigen Hafen durchgeführt wird, die eine bessere Beaufsichtigung garantiert, so kann man für die Zukunft mit einem jährlichen Mindest-Zollertrag von 90 bis 100 Contos mehr rechnen. Als Ergänzung der vorstehenden Tabelle geben wir eine andere, die den wechselnden Umfang der Kaffeeausfuhr dem Volumen nach zeigt, zugleich aber auch den seit der Valorisationsaktion gestiegenen Wert derselben und die wachsenden Einnahmen des staatlichen Rentamtes.

| Jahre | Kaffee-Ausfuhr Sack | Ausfuhrwert (Papier) | Einnahmen des staats-Rentamts |
|-------|---------------------|----------------------|-------------------------------|
| 1902 | 8.717.827 | 230.131:978\$ | 25.173.118\$ |
| 1903 | 8.018.755 | 242.751:430\$ | 22.471.923\$ |
| 1904 | 6.584.42 | 251.867:611\$ | 25.450.012\$ |
| 1905 | 7.465.120 | 2.003.0:469\$ | 19.617.2\$ |
| 1906 | 10.172.874 | 308.116:66\$ | 29.552.520\$ |
| 1907 | 11.561.491 | 342.688:366\$ | 29.076:062\$ |
| 1908 | 8.997.88 | 277.022:503\$ | 23.375:04\$ |
| 1909 | 13.569.886 | 431.730:722\$ | 34.284:739\$ |
| 1910 | 6.836.331 | 282.146:602\$ | 39.926.318\$ |
| 1911 | 8.723.602 | 480.900:286\$ | 39.044.776\$ |
| 1912 | 8.943.521 | 530.135:051\$ | 38.895:20\$ |

Im Jahre 1905 ist ein starker Rückgang in den Einnahmen des Rentamtes zu bemerken. Derselbe erklärt sich nicht nur aus dem kleinen Volumen der Ernte, sondern auch aus dem Rückgang des Wertes derselben. Der offizielle Wert, der der Steuerberechnung zugrunde gelegt wurde, bewegte sich zwischen 440 und 600 Reis (Ende 1911 700 Reis und Ende 1912 800 Reis). Wie der Wert gestiegen ist, das zeigt am besten ein Vergleich der Jahre 1909 und 1912. 1909 betrug die Ausfuhr über 13,5 Millionen Sack, die 432.000 Contos werteten. Der Wert der Ausfuhr von 1912, die sich nur auf 8.943.000 Sack belief, betrug hingegen 530.000 Contos!

Es sind einfache Zahlen, die wir hier vorgeführt haben, aber Zahlen, die die gewaltige Entwicklung des Staates beredter zeigen als die schönsten Worte. Man darf auf Grund dieser Zahlen der Zukunft des Staates São Paulo das glänzendste Prognostikon stellen.

Wir haben den vorstehenden Ausführungen des Sekretärs der Kaufmännischen Vereinigung von Santos nur eines hinzuzufügen, nämlich daß die Entwicklung noch schneller vor sich gegangen wäre und gehen würde, wenn Santos besser gerüstet wäre.



Das eine Hindernis ist die Unzulänglichkeit der Bahnverbindung mit dem enormen Hinterlande, die sich auf eine einzige Linie, die São Paulo Railway, beschränkt. Sowohl aus dem Gebiete der Sorocabana Railway als auch aus dem der Companhia Mogyana müßte eine direkte Linie nach Santos geführt werden, um die São Paulo Railway zu entlasten. Das andere Hindernis hat Herr Veiga selbst schon angedeutet: den unzureichenden Wasserstand am Kai, oder sagen wir geradeheraus die Dockgesellschaft. Solange der Verkehr dem Gutdünken der mächtigen Monopolgesellschaft angesetzt ist, der die Regierung von São Paulo ihren Willen leider infolge der verzwickten Rechtslage und des Kompetenzkonfliktes mit der Bundesregierung nicht aufzwingen kann, solange werden die Mißstände auch andauern. Der einzige Ausweg ist der Bau eines neuen, von der Dockgesellschaft unabhängigen Hafens am Eingang des Kanals von Santos. Diesen Ausweg zu beschreiten scheint die Staatsregierung auch entschlossen zu sein. Wir wollen hoffen, daß der Staatskongreß sie nicht im Stiche läßt. Wenn die beiden genannten Hindernisse beseitigt sind, dann wird Santos sicherlich auch für die Einfuhr der erste Hafen Brasiliens werden, der es für die Ausfuhr ja jetzt schon ist.

Wochenschau.

Der kaiserliche Botschafter a. D. Dr. jur. v. Holleben ist im Alter von 75 Jahren gestorben. v. Holleben war im Anfang der siebziger Jahre Geschäftsträger in Peking und Tokio, darauf Ministerresident in Buenos Aires, Gesandter in Tokio, Gesandter in Washington, Gesandter in Stuttgart und in den Jahren 1897 bis 1903 Botschafter in Washington. Er war Ehrendoktor der Havard-Universität.

Der deutsch-argentinische Verein gab dem zurzeit in Deutschland auf Urlaub weilenden Gesandten in Buenos Aires von der Busehe-Haddenhausen ein glänzendes Fest. An demselben nahmen außer dem argentinischen Gesandten in Berlin Dr. Molina, der frühere Instrukteur der argentinischen Armee General v. d. Goltz und zahlreiche Mitglieder des Vereins teil. Die beiderseitigen Gesandten hielten Reden, in welchen sie die guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die besonders auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet lebhaft zum Ausdruck kommen, betonten.

Zu allem Ueberfluß hat nun auch noch der Verein der deutschen Kaffeegroßhändler- und Röster, auf dessen Initiative die Zentrumsparthei im Reichstage Sturm gegen die Kaffeewalorisation geblasen hat, einen öffentlichen Protest gegen diese vom Stapel gelassen. In demselben sagen die Herren sehr scheinheilig, daß die „künstliche“ Heraufschraubung des Kaffeepreises das deutsche Volk jährlich um hunderte von Millionen Mk. schädige. Das nennt man den Mund gewaltig voll nehmen. Nach den vom paulistaner Ackerbausekretariat kürzlich veröffentlichten Daten wurde über Santos im verflossenen Jahre Kaffee im Werte von 89.500.838\$000 ausgeführt. Wenn das deutsche Volk durch die Hansse jährlich um hunderte von Millionen Mk. geschädigt wird, so muß notwendigerweise dieser Schaden größtenteils vom deutschen Kaffeehandel verursacht werden.

Die Regierung des Staates S. Paulo hat in Berlin ein Kommissariat mit Jurisdiktion in ganz Deutschland und Rußland errichtet. Dem Kommissa-

riat liegt hauptsächlich ab, Propaganda für den Staat zu machen und Aufschlüsse über seine wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse zu geben.

Man hält einen allgemeinen Streik der Seeleute für nahe bevorstehend. In Marseille verließ die Besatzung des Dampfers „Canada“ in dem Momente das Schiff, als Befehl zu den Vorbereitungen zum Auslaufen gegeben wurde. Der Dampfer sollte nach New York gehen. Die Ausständigen fordern, daß auf dem Dampfer das Personal unter das gleiche Reglement gestellt wird wie auf anderen Schiffen. Der Kapitän erklärte, daß er die Forderung der Streiker nicht erfüllen werde. Die Kapitäne der im Hafen ankernden Dampfer erklärten sich mit ihrem Kollegen solidarisch.

In Neapel ist die Grenze des Reviers der Erhebung indirekter städtischer Steuern wesentlich erweitert worden, was Anlaß zu Ruhestörungen gegeben hat. Die Kleinhändler haben zum Zeichen des Protestes 24 Stunden gestreikt. Der Straßenbahnverkehr war stellenweise unterbrochen. In der Arbeiterbörse fand ein Protestmeeting gegen die städtischen Behörden statt. Man forderte den Rücktritt des Sindaco. Nach dem Meeting organisierte sich ein Zug, um vor dem Stadthause zu demonstrieren, was die Polizei zu verhindern suchte. Es kam hierbei zu einem blutigen Konflikt, wobei zahlreiche Personen verletzt wurden. Es wurden über hundert Verhaftungen vorgenommen, indes setzte man die meisten Inhaftierten nach kurzer Zeit wieder auf freien Fuß. Der Sindaco weigerte sich, sein Amt niederzulegen. Während der Tumulte wurden zahlreiche Fensterscheiben eingeworfen. In der Vorstadt San Giovanni a Teduccio fanden ebenfalls ernste Konflikte statt. Die Ruhestörer bewarfen die Bahnzüge mit Steinen.

Das Londoner Finanzblatt „Economist“ veröffentlicht einen Artikel seines Rio-Korrespondenten, der fraglos von den Agenten des Farquhar-Syndikats inspiriert worden ist. In dem Artikel werden die Brasilianer scharf angegriffen, die in Opposition zu der Bahnpolitik des Syndikats stehen, die bekanntlich darauf hinausläuft, alle brasilianischen Bahnen unter die Kontrolle der Farquharschen Interessengemeinschaft zu bringen. Der Korrespondent schlägt als das geeignetste Mittel, die Opposition zum Schweigen zu bringen, vor, eine Kampagne gegen den Kredit Brasiliens im Auslande in die Wege zu leiten. Der Korrespondent eröffnete bereits die Kampagne, indem er die wirtschaftliche Lage Brasiliens als alarmierend bezeichnete.

Telegrammen aus New York zufolge haben zwei mit Revolvern bewaffnete Individuen in Jersey City in einer Bar den Führer der amerikanischen Arbeiterparthei Thomaz Conay ermordet. Die Menge verfolgte die Mörder und ließ sie festnehmen. Sie erklärten im Verhör, daß sie zur Ermordung einer bestimmten Person gedungen worden seien und sich nur geirrt hätten.

* * *

Die Feindseligkeiten sind wieder eröffnet worden, das Bombardement hat wieder begonnen, ein Teil Adrianopels steht in Flammen. Am Dienstag morgen, so erfährt man aus Sofia, erließ General Sawow einen Tagesbefehl, in dem es hieß, daß die Türkei nur deshalb den Waffenstillstand verlangt habe, um Zeit zu gewinnen. Aber auch die Bulgaren hätten die gewonnene Zeit ausgenutzt; sie hätten die gelichteten Reihen wieder ergänzt und sich mit genügendem Proviant versorgt. „Jetzt sind wir bereit, den Feind des Friedens aus Europa herauszuwerfen“, so schließt dieser Befehl des markanten Generals. Am selben Morgen begann die Be-

schießung des Platzes. Die Belagerer schossen ausgezeichnet. In kurzer Zeit schlugen hundertdreißig Granaten und elf Schrapnells in Adrianopel ein und setzten mehr als fünfzig Häuser in Brand. Die letzte Meldung kommt über Konstantinopel und dürfte sehr abgeschwächt sein, denn hundertzwei Geschosse müssen ein größeres Unglück anrichten.

Zur selben Zeit, als Sawow das Bombardement Adrianopels eröffnen ließ, gab General Dimitrejew den Befehl zur Beschießung der Cataldscha-Linie. Ein Dorf in der Nähe der Befestigungswerke geriet in Brand und die Bulgaren traten schnell den Rückzug an. Dieses Manöver wurde jedenfalls zu dem Zwecke ausgeführt, um die Türken zur Verfolgung zu verlocken, diese blieben aber in ihren Positionen, und die Bulgaren kehrten wieder zurück.

Ueber die Kriegsaussichten gehen die Meinungen weit auseinander. Die Türken behaupten, daß Adrianopel noch vier Monate lang den verbündeten Bulgaren und Serben Widerstand entgegensetzen könne, englische Blätter sind dagegen der Ansicht, daß der Kampf in zehn Tagen zu Ende sein und mit einer vollkommenen Niederlage der Türkei enden müsse. Die bulgarische Armee sei numerisch jetzt genau so stark wie am Anfange des Krieges und die Stimmung der Truppen sei die denkbar beste. Die Frist von zehn Tagen ist vielleicht etwas zu kurz bemessen, aber an den endgültigen Sieg der Verbündeten zweifeln jedenfalls die Wenigsten. Die Soldaten befinden sich in der besten Verfassung, ihr Kampfesmut ist durch die vorherigen Siege sehr gesteigert und sie werden, das muß ihnen auch der Neid lassen, vorzüglich geführt.

Wo sollen aber die Bulgaren, deren früheren Verluste mit achtzigtausend Mann angegeben wurden, einen so großen Ersatz bekommen haben, daß sie die gelichteten Reihen wieder ausfüllen könnten? Große Reserven konnten sie nicht haben, denn schon vor der Belagerung Adrianopels waren fast alle verfügbaren Kräfte herangezogen worden. Einige tausend Mann, die unter den Verlusten angegeben wurden, werden inzwischen wieder geheilt worden sein, denn bei der Angabe der Verluste wurden alle Verwundeten, die augenblicklich kampfunfähig waren, mitgezählt. Dann können sie aber auch aus dem Lande des „großen Bruders“ freiwillige Verstärkung erhalten haben, denn es hieß ja wiederholt, daß viele Russen nach Bulgarien gegangen seien — nicht als Soldaten natürlich, sondern als Bummel —, so daß die Armee auch von dieser Seite einen ziemlichen Zuwachs erhalten haben kann.

Eine etwas unverständliche Meldung kommt aus Berlin. Sie stammt angeblich aus dem „Berliner Tageblatt“. Die Deutsche Kaiserin soll General Sawow ersucht haben, daß er dem deutschen Roten Kreuz erlaube, mit in Adrianopel einzuziehen, und das habe der General abgeschlagen. Es ist möglich, daß das Gesuch der Kaiserin nicht die Begleitung der bulgarischen Truppen betraf, sondern die Passierung der Belagerungslinie, damit den Verwundeten in der belagerten Stadt Hilfe gebracht werde.

Der türkische Großwesier, Mahmud Schefket-Pascha, wurde von den Botschaftern der Großmächte aufgesucht, die ihn fragten, ob die Hohe Pforte angesichts der veränderten Lage nicht geneigt wäre, die Vorschläge der europäischen Kabinette anzunehmen. Er gab zur Antwort, daß dies absolut unmöglich sei. Sollten die Großmächte bei ihrer Forderung verharren, dann würde er demissionieren. Das neue Kabinett würde sich aber aus intransigenten Männern zusammensetzen wie z. B. aus Enver-Bey und Talaat-Bey. Wenn nun aber Adrianopel fällt und die Verbündeten siegreich die Cataldscha-Linie

übersehreiten, dann müssen die Türken doch den Frieden annehmen, der ihnen diktiert wird und dann werden sie nicht nur Adrianopel abtreten müssen.

Unter den Großmächten scheint die größte Einmütigkeit zu herrschen. Eine neue Spannung dürfte wohl kaum noch entstehen oder aber es müßte gerade über den Besitz von Konstantinopel gestritten werden. Die russische Regierung scheint entschlossen zu sein, der Hetze gegen Oesterreich und gegen Deutschland ein Ende zu machen. In Petersburg, Moskau und Kiew waren panslawistische Versammlungen angesagt worden, als aber Sasonow von diesem Plane erfuhr, veranlaßte er, daß diese Veranstaltungen verboten wurden. Der Minister befürchtete Hetzreden gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, und diese wollte er nicht dulden. Hoffentlich wird auch der Presse der „echt russischen Leute“ untersagt, die Hetze weiter fortzusetzen, und die zwei anderen Länder sollten das gleiche tun, was Rußland zu tun entschlossen ist. Auch in Oesterreich-Ungarn und in Deutschland gibt es Hetzer, welchen man wenigstens für die Dauer des Krieges den Maulkorb vorhängen sollte. Neulich hat ein vielgelesenes österreichisches Blatt den weisen Ausspruch getan, daß Rußland gegenüber weder Recht noch Pflicht zu beachten sei, sondern nur die Macht und die Gelegenheit, und ein deutsches Blatt hat zahlenmäßig nachgewiesen, daß es bereits mehr Slawen als Germanen gäbe, um daraus den Schluß zu ziehen, daß man die Hauptmacht des Slawentums überfallen und schwächen müsse, um ein weiteres Anwachsen der „Slawenflut“ zu verhindern. Solche Auslassungen brauchen nur ins Russische übersetzt zu werden und die Hetze ist da, denn daran denken die Russen und anderen Slawen wohl kaum, daß die Mord und Totschlag predigenden Deutschen und Oesterreicher das deshalb nicht tun, weil sie diesen Nationen angehören, sondern weil sie Idioten sind. Die blöden Auslassungen werden als Gedanken aller Deutschen und aller Oesterreicher hingestellt und die Panslawisten sind dumm genug, einen solchen Schwindel zu glauben, wie sie ja auch dumm genug sind, um ihrer Regierung die „Vernichtung“ Deutschland und vor allen Dingen Oesterreichs anzuraten. Zu Zeiten der Kriegsgefahr sollten die übersehnappten Patrioten beider Seiten wirklich hinter Schloß und Riegel gebracht werden.

Notizen.

São Paulo.

Der Karneval ist nun vorüber, und man kann sagen, Gott sei Dank! Der Rummel war groß, die Heiterkeit dagegen sehr gering. Der Karneval zog nicht; der Narrenprinz konnte seine Herrschaft nicht etablieren. Man empfing ihn kalt, obwohl man sich ihm zu Ehren maskierte. Man gewinnt hier den Eindruck, als ob es mit der Herrlichkeit des Karnevals bergab ginge. Das Volk amüsiert sich nicht mehr so wie früher; es behält seine Alltagsmiene trotz des Narrenkleides bei, und wo der Alltag herrscht, dort ist dem Prinzen Karneval das Geschäft verdorben. Soll man den sichtbaren Niedergang des Karnevals beklagen? Wir glauben kaum. Der Karneval hat immer wenig geboten und kann auch wenig bieten, denn das Straßenpflaster ist kein Boden für den Humor und ohne Humor hat das ganze Getriebe keinen Sinn. Der Karneval sollte nur in den Gesellschaften gefeiert werden und das Volk sollte sich mit dem Zuschauen begnügen. Sobald die große

Masse mitwirkt, wird die Sache platt und ungenießbar. Einige Jahre kann es so gehen, dann wird man der Geschichte überdrüssig, und dies scheint jetzt hier eintreffen zu sollen. Der Karneval wird immer flauer; die Masse will nicht mehr mitwirken, und wo sie das noch tut, dort verdirbt sie mehr als sie nützt. Die Maskierten wissen nicht recht, was sie tun sollen; sprechen sie, dann haben sie nichts zu sagen; gestikulieren sie, dann hat es keinen Sinn, und die Zuschauer sind durch die Masken mehr gestört als unterhalten. — Mit den Karnevalsgesellschaften ist es anders. Diese leisten wirklich etwas. Sie haben Humor und können sich mit ihrem Geschmack sehen lassen. Das kritische Auge wird ja wohl diesmal ebenso wie früher an den Aufzügen der Gesellschaften verschiedene Mängel entdeckt haben, das tut aber nichts zur Sache, denn die Aufzüge sind nicht für die Aestheten, sondern für die Allgemeinheit veranstaltet und diese war mit dem Dargebotenen zufrieden.

Die Phantasiewagen sowohl der „Excentricos“ wie der „Fenianos“ waren schön ausgeführt und sogar originell. Sie waren des Applauses wert, der ihnen vom Publikum gespendet wurde. Von den Wagen der Kritik kann man beinahe dasselbe sagen. Auch sie wurden mit großem Beifall empfangen, aber wir sahen nicht ein, warum denn über einem Wagen, der die Zentralbahn karikieren sollte und auf dem man die Aufschrift „Auf dem Wege nach Araça über Consolação“ las, auch 606 geschrieben war. Wollten die Veranstalter das unter 606 bekannte Heilmittel mit der Zentralbahn vergleichen? Wenn dem so wäre, dann hätte man hier keinen Karneval gefeiert, denn einer Versicherung von kompetenter Seite zufolge haben hier mehrere tausende von Leuten 606 angewendet und wenn die nach Araça oder nach der Consolação gegangen wären, dann hätte man hier wenig Lust verspürt, Karneval zu feiern. Schließlich ist aber etwas Kritik noch kein Beinbruch, und die Anhänger Eheliels werden sich wegen des Wagens nicht aufregen.

Hente gähnen uns die Straßen leer und verlassen entgegen. Die Konfettiberge und die zerrissenen Serpentinsechleiden auf dem Pflaster zeugen von einer soeben verschwundenen Herrlichkeit; diese ist nun nicht mehr da und an ihre Stelle ist der Katzenjammer getreten. So geht es oft, beinahe immer. Nach dem Feste hat man einen schweren Kopf und man gähnt.

Den besten Witz — damit wir es ja nicht vergessen! — hat unser Präfekt gemacht. Er hat auch gestern und vorgestern die Straßen sprengen lassen.

Eine reizende Behörde muß die Inspektion der Obras contra a Secca in Ceará gewesen sein. Der Bundesstaatsanwalt in Fortaleza hat nämlich drei Beamte dieser Behörde und den Bruder ihres Leiters wegen Einbruchversuches und Brandstiftung unter Anklage gestellt. Es handelt sich um den Dr. Pompeu Pequeno de Souza Brasil, Bruder des Ingenieurs und Abteilungschefs für Ceará, und die Beamten Osear Cavalcanti, Eduardo Mendes und Lucio Lopes. Der Einbruch sollte die Angeklagten in den Besitz der Inspektionsgelder setzen, und die Brandlegung vernichtete wichtige Pläne und Studien der Kommission. Der Staatsanwalt sagt in seiner Anklageschrift: „Es handelt sich um einen Einbruchversuch zum Zwecke des Diebstahls und um eine Brandstiftung, die Spuren jenes Versuches vernichten sollte. Man weiß nicht, welches von diesen beiden Verbrechen schwerer, empörender und ungeheuerlicher war. In das erste, den Einbruchversuch sind die Angeklagten Dr. Pompeu Pequeno de Souza Brasil, Osear Cavalcanti und Eduardo Mendes verwickelt: in das zweite, die Brandstiftung,

die Angeklagten Dr. Pompeu Pequeno de Souza Brasil und Lucio Lopes.“ Solches Gelichter macht sich bei unseren Behörden breit, weil die Aemter nicht nach Fähigkeit und Würdigkeit, sondern auf Grund von Empfehlungsschreiben einflussreicher Politiker vergeben werden. Und es ist sehr leicht möglich, daß trotz zwingender Beweisgründe die Angeklagten infolge politischer Beeinflussungen auch freigesprochen werden. Dafür leben wir ja in der herrlichsten der Republiken!

Ein kleiner Mann und großer Held. Am Mittwoch nachmittag fiel der 11 jährige Antonio Ferreira beim Angeln in den Tamanduatehy. Er kämpfte verzweifelt mit der starken Strömung und war dem Versinken nahe, aber kein einziger der Männer, die der Szene zuschauten, hatte den Mut, ihm zu Hilfe zu eilen. Da ging glücklicherweise der 13 jährige Portugiese Domingos Matheus vorbei. Als er die Gefahr bemerkte, in der sich der andere Junge befand, warf er den Rock von sich und stürzte sich in den Bach. Es kostete ihm große Anstrengung und er selbst befand sich in der Gefahr, unterzugehen, aber schließlich gelang es ihm, das Ufer zu erreichen und den kleinen Angler in Sicherheit zu bringen. Antonio war bereits besinnungslos, als man ihn an Land brachte. Die Assistencia wurde schnell herbeigerufen und dem Polizeiarzt gelang es, den Besinnungslosen zu beleben. Als Antonio nun das Auto besteigen sollte, um nach der Hilfsstation der Centrale gebracht zu werden, da weigerte er sich. Domingos hatte bis dahin noch kein Wort gesprochen; bei dieser Weigerung des von ihm Geretteten trat er auf den Arzt zu und sagte: „Doktor, wenn er nicht in den Wagen steigt, dann bringe ich ihn auf meinem Rücken zur Polizei.“ Schließlich wurde Antonio doch überredet und nach der Centrale gebracht, wo ihm die nötige Hilfe geleistet wurde. — Am selben Tage berichtete der betreffende Polizeiarzt, Herr Dr. Sá Paulo, über diesen Fall dem Justizsekretär und bat für den kleinen Domingos Matheus um die Rettungsmedaille, die ihm jedenfalls auch verliehen werden wird.

Sittenpolizei. Unsere Sittenpolizei ist bekanntlich sehr rührig, zu rührig sogar, denn sie steckt manchmal Leute ein, die nie ein Wässerehen getrübt haben, und hält Männer für Kästen, die nachweislich wahre Exemplare der Tugend sind. Aber manchmal ist sie doch wieder zu nachsichtig, und das soll auch in diesen Karnevalstagen oder besser Karnevals Nächten der Fall gewesen sein. Ein Herr, der im Casino gewesen ist, hat sich bemüßigt gefühlt, seinem bedrängten Herzen Luft zu machen und in den Spalten des „Estado“ der ganzen Welt zu denunzieren, daß ein Mädchen von höchstens elf Jahren an dem ganzen Rummel teilgenommen und tüchtig „Maxixe“ getanzt habe. Er fragt, wo denn die Polizei war. Diese Frage werden auch andere Leute stellen; wo war die so gut gedrillte Sittenpolizei, die sonst hinter jedem Menschen, der eine krumme Nase hat und ein schlechtes Spanisch redet, hinter her ist und ihn für einen Kasten hält? Sie war auch im Casino, aber sie hat nichts gesehen oder aber glaubte sie, daß für die Karnevalszeit die strengen Gesetze aufgehoben seien. Dieses ist aber nicht der Fall, denn das gesetzlich Verbotene ist auch am Fasching nicht gestattet, und die Polizei hätte dafür Sorge tragen sollen, daß die Minderjährigen den Maskenbällen im Casino fernblieben, denn der Maxixe ist keine Kinderunterhaltung, sondern — wir sagen es offen — eine Orgie, an der nur Leute teilnehmen dürfen, über die, weil sie volljährig sind, die Sittenpolizei keine Vormundschaft ausüben kann.

Die Deutschen in Brasilien und die Nationalflugspende. Unter diesem Titel schreiben „Hamburger Nachrichten“: „Die im Einvernehmen mit dem Komitee der Nationalflugspende eingeleitete Sammlung für die Flugspende unter den Deutschen in Ueberssee hat bisher vielfach schon günstige Ergebnisse gehabt. Wie aus der kürzlich veröffentlichten Abrechnung des Reichskomitees hervorgeht, sind von den Deutschen im Ausland insgesamt 217 878,24 Mk. eingegangen. Sehr erfreulich ist das Ergebnis in Brasilien, wo der den deutschen Landsleuten zugegangene Aufruf eine lebhaftere Tätigkeit hervorrief. Das Ergebnis in einzelnen Staaten oder Orten ist bisher folgendes: Bahia 1000 Mk., Blumenau, Joinville und kleinere Orte 2100 Mk., Florianopolis 1200 Mk., Manaus 6716,20 Mk., Pará 5613,50 Mk., Porto Alegre, Rio Grandé und angrenzende Gebiete 29 409 Mk., Rio de Janeiro und Petropolis 3408,96 Mk., Santos 4037,20 Mk., Summe 54 474,86 Mark. An der Sammlung haben sich Angehörige aller Berufe beteiligt, insbesondere außer der Kaufmannschaft auch die in Brasilien besonders zahlreichen kleinen Landwirte. Es ist rührend, aus den Sammelisten zu ersehen, wie Hunderte von kleinen Bauern, die ihr Leben mühselig fristen, aber sich doch nicht von dem nationalen Werke ausschließen wollten, Beiträge von 100 oder 150 oder 200 Reis (15 bis 30 Pfg.) gezeichnet haben. Zu bemerken ist noch, daß noch eine Anzahl von Ortschaften aussteht, so daß sich der Betrag noch erhöhen wird. Die Deutschen in Brasilien, die treue Bürger ihrer neuen Heimat sind, zu deren Gedeihen sie durch Fleiß und Rechtschaffenheit beitragen, haben so durch die Tat bewiesen, daß man sehr wohl mit der Anhänglichkeit an die neue Heimat das treue Gedenken an das Mutterland vereinigen kann.“

Die italienische Einwanderung. Der italienische Gesandte, welcher am Mittwoch von einer Urlaubsreise aus seiner Heimat zurückkehrte, hat dem Korrespondenten des „Estado“ in Rio gegenüber seine Zurückhaltung aufgegeben und ihm im Hotel dos Estrangeiros, wo er provisorisch wohnt, ein Interview gewährt, aus welchem wir die interessantesten Stellen hier übertragen. Der Gesandte wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, aber schließlich wurde er mitteilbarer, nachdem ihm der Korrespondent angedeutet, daß er nur das zu erfahren wünsche, was der Diplomat unbedenklich öffentlich erklären könne.

Der Gesandte bestritt gleich zu Beginn der Aussprache, daß Unstimmigkeiten zwischen Italien und Brasilien bestehen. Fortfahrend betonte er, daß die Versagung der Konzessionierung der direkten Dampferlinie gegen Brasilien direkt gerichtete Spitze, sondern eine Maßregel allgemeiner Natur sei. Italien läge es ferne, sich Brasilien gegenüber unfreundlich zu zeigen, vielmehr sei die italienische Regierung bestrebt, sich mit der brasilianischen auf den freundschaftlichsten Fuß zu stellen. Zu einer Spannung läge absolut keine Ursache vor. Die Sache lasse sich in wenigen Worten zusammenfassen: Die italienische Gesetzgebung verbiete die subventionierte Auswanderung und da die direkte Dampferlinie Auswanderer in Masse beförderte und diesseitig subventioniert war, so konnte man sie nicht konzessionieren.

Ueber den Grund des Vorgehens der italienischen Regierung befragt, erwiderte der Gesandte, daß die den Auswanderern von den brasilianischen Agenten vorgelegten Verträge die Erklärung enthielten, daß der Vertragsschließende sich dem Reglement der „offiziellen Kolonisation“ unterwerfe, was der italienischen Gesetzgebung entgegen sei und das Verbot

rechtfertige. Die Frage sei eine juristische, denn sie sei ausschließlich legaler Natur. Ueber die Möglichkeit einer baldigen Lösung wollte der Gesandte sich nicht äußern. Er beschränkte sich darauf, zu erklären, daß seine Regierung von den besten Absichten geleitet werde und sie die Angelegenheit ohne jedwede Voreingenommenheit studiere. Im übrigen seien die Studien, welche vom allgemeinen Auswanderungsrate betrieben würden, schon ziemlich weit vorgeschritten. Dem Rate läge es schließlich ob, der Regierung definitive Vorschläge zu unterbreiten.

Der Korrespondent wies auf den Umstand hin, daß derselbe Dampfer, mit dem der Gesandte die Ueberfahrt gemacht, über 1000 für Argentinien bestimmte Auswanderer an Bord hatte. Das lasse die Annahme zu, daß man in Italien die Auswanderung nach Argentinien protegiere. Der Gesandte antwortete darauf mit einem positiven Nein. Der Gesandte äusserte sich dazu ungefähr wie folgt: „Wie Sie wissen, gibt es in Italien einige Gegner Brasiliens, die aus ihrer Gegnerschaft kein Hehl machen und sie eifrig propagieren. Die italienische Regierung hat damit aber nichts zu tun. Es muß übrigens darauf aufmerksam gemacht werden, daß die vom Dampfer „Duca degli Abruzzi“ beförderten Auswanderer der Mehrzahl nach Gelegenheitsarbeiter sind, denn sie ließen Frauen und Kinder in Italien zurück, wohin sie zurückkehren, sobald die Ernte beendet ist. Mit Brasilien liegt der Fall anders. Brasilien zieht Einwanderer vor, welche nicht bloße Zugvögel sind, sondern sich sesshaft machen.“

Dagegen wandte der Korrespondent ein, daß, obgleich Italien nicht willens sei, die Auswanderung nach Brasilien zu erschweren, das Vorgehen der italienischen Regierung doch geeignet sei, Störungen hervorzurufen und das gerade in dem Momente, wo man sich diesseits eifrig bemühe, die Einwanderung anzuziehen. Der Gesandte ging einer direkten Antwort aus dem Wege, indem er wiederholte, daß es sich um eine juristische Frage handle und die italienische Regierung von den besten Absichten geleitet sei. Die von ihr zu findende Lösung werde sicherlich beide Länder befriedigen. Welcher Art diese Lösung sein könnte, ließ der Gesandte dahingestellt.

Der Korrespondent führte sodann das Beispiel der Frage der Kaffeewertung in den Vereinigten Staaten unter dem Hinweis an, daß man doch, obwohl es sich um eine legale Sache gehandelt, in Unterhandlungen getreten und eine freundschaftliche Lösung herbeigeführt worden sei. Ferner fügte der Korrespondent hinzu, daß man in Brasilien auf die Informationen des Gesandten hinsichtlich der glücklichen Lage so vieler in Brasilien ansässiger Italiener vertraue, Informationen, die doch nicht ohne Eindruck auf die italienische Regierung bleiben könnten. Der Gesandte erwiderte darauf lächelnd, daß seine Berichte durchaus der Wahrheit entsprächen. Er hoffe zuversichtlich, daß man zu einer befriedigenden Lösung ohne Trübung der zwischen den beiden Regierungen bestehenden ausgezeichneten Beziehungen gelangen werde. Der Gesandte ließ schließlich die Bemerkung entschlüpfen, daß, wenn so viele seiner Landsleute vorzögen, nach Argentinien auszuwandern, das an den besseren Verdienstmöglichkeiten läge, welche Argentinien böte. Ausserdem zögen die günstige geographische Lage, die Uebereinstimmung in den landwirtschaftlichen Kulturen und die besseren Verbindungen an. In Argentinien gebe es übrigens ebenso wie in Brasilien Italiener in guten und schlechten Verhältnissen.

Darauf hob der Gesandte das Interview auf mit dem Bedenken, daß er nichts mehr zu sagen habe.

Wie verlautet, wird der Landwirtschaftsminister

dafür Sorge tragen, daß die Klausel in den Auswanderungsverträgen wegen der Unterwerfung unter das Reglement der offiziellen Kolonisation fortgelassen wird. Die Klausel erscheint uns so sinn- und zwecklos, daß es uns rätselhaft ist, weshalb man sie überhaupt erfunden hat. Leider kommt es hierzulande nur zu häufig vor, daß, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen, man ihn zerschüttet, was jetzt der Minister tun will.

Bei der herrschenden Strömung in Italien und dem durch den glücklichen Ausgang des Tripolis-Abenteuers bedeutend gestärkten Selbstbewußtsein der Italiener scheint es sehr zweifelhaft, ob die italienische Regierung einlenken wird. Sie wird das wahrscheinlich erst tun, wenn man für die italienischen ländlichen Arbeiter mit dem vollen Maße der von ihr gewünschten Garantien umgibt.

Brasilien, du hast es besser . . . Das ist der Grundgedanke der Korrespondenz, mit der der portugiesische Journalist Augusto de São Bonaventura seine Mitarbeit für das Lissaboner „Diario de Noticias“ eröffnet. Er führt seinen Landsleuten eindringlich vor, welcher großen Freiheit in Politik, Religion und Denken wir uns erfreuen. Das ist freilich ein heikler Punkt, denn die freie portugiesische Republik hat bisher nur die Freiheit gelten lassen, die ihre Machthaber meinten, und hat jede andere Auffassung in Politik und Religion brutal unterdrückt. Auch die Bemühungen unserer Präfektur um die Förderung der brasilianischen Bühnenschriftstellerei hält Herr Bonaventura seinen Landsleuten als leuchtendes Beispiel vor Augen.

Die Telephongesellschaft wird ihr Betriebskapital von drei auf fünftausend Contos de Reis erhöhen. Sie denkt daran, ihre Linien bedeutend zu verbessern und zu vervollkommen.

Unterschlagung. Am Donnerstag wurde hier der Angestellte der Garage Elite in Rio, Henri Lambert, verhaftet. Er hatte seinem Chef zweieinhalb Contos unterschlagen und war mit dem Gelde nach São Paulo geflohen. Hier wurde er bald erwischt und nach Rio zurücktransportiert.

Eisenbahnzug überfallen. Unseren Lesern wird noch rememberlich sein, daß am 12. Januar 1910 der Zug der englischen Eisenbahngesellschaft zwischen Pirituba und Taipas von Räubern angehalten wurde. Dabei fielen den Banditen, die verummt den Zug überfielen, etwa 45 Contos de Reis, die zur Bezahlung der Eisenbahnangestellten bestimmt waren, in die Hände. Erkannt und entdeckt wurden die Uebeltäter nicht. Am Mittwoch, den 29. Januar, hat sich dieser Fall wiederholt. Diesmal war aber die Zentralbahn das Opfer. Der Spezialzug, mit dem der Zahlmeister, Herr Adolpho Corrêa, fuhr, verließ in aller Frühe die Station Pombal. Etwa fünf- und zwanzig Kilometer vor Saudades wurde er durch Banditen, die in einer scharfen Biegung Schwellen auf das Geleise gelegt hatten, zur Entgleisung gebracht. Drei maskierte und mit Karabinern bewaffnete Individuen drangen in den Wagen des Zahlmeisters und verlangten die Auslieferung der Kasse. Herr Corrêa sah sich schutzlos, denn das Zugpersonal hatte schon das Weite gesucht, und deshalb gab er die Kiste hin, in der er das Geld zu führen pflegt. Die Banditen schlugen sich in die Büsche, während Corrêa sich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen suchte. Die Räuber hatten aber die Kiste bald aufgeschlagen und festgestellt, daß sie leer war. Deshalb setzten sie Herrn Corrêa nach und holten ihn, der ein älter Mann ist, bald ein. Jetzt wurde bei ihm eine Untersuchung vorgenommen und auch wirklich Geld gefunden. Es waren aber nur acht Contos de Reis. Das hatten die Räuber jedenfalls nicht erwartet, denn sie wußten nicht,

daß Corrêa auf den passierten Stationen große Zahlungen gemacht und fast fünfhundert Contos ausgegeben hatte. Sie waren zu spät gekommen! Nach der Anplünderung wurde Herrn Corrêa kein Leid mehr zugefügt und er konnte unbehindert nach Saudades gehen, wo er den Fall der Polizei zur Kenntnis brachte. Sofort wurden Soldaten ausgesandt, aber von den Räubern war natürlich keine Spur mehr zu finden.

Dieser Fall scheint uns nicht geeignet zu sein, der Eisenbahnverwaltung oder der Polizei einen Vorwurf zu machen, denn in jeder unbevölkerten Gegend kann sich so ein räuberischer Ueberfall ereignen.

Ein Urteil über Deutschland. Der Geburtstag des deutschen Kaisers hat dem „Jornal do Brasil“, das sich in letzter Zeit überhaupt recht deutschfreundlich gezeigt hat, Anlaß zu nachstehendem Urteil über Deutschland gegeben: „Das Deutschland der Gegenwart zeichnet sich durch seine glänzenden Fortschritte auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit aus. In der modernen Industrie nimmt Deutschland eine ganz hervorragende Stellung ein, dank seiner intelligenten, wohlorientierten und außerordentlich kraftvollen Arbeit, die auf allen Märkten den Ländern, deren Produkte am wenigsten dem Wettbewerb ausgesetzt sehielen, eine furchtbare Konkurrenz macht. Das deutsche Volk hat sein Land zur ungeheuren Bühne unübertrefflicher Fortschrittsbestrebungen gemacht und zu gleicher Zeit die fruchtbaren Tugenden gepflegt, die dem Patriotismus eine achtungswerte Opferwilligkeit verleihen, Sittenstreng, arbeitsam, ausdauernd, energisch, den Wissenschaften und Künsten ergeben, große Anstrengungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie machend, schreitet das Deutsche Volk beträchtlich fort und macht sein Gebiet zu einem Brennpunkte der zeitgenössischen Zivilisation. Verschiedene Völker suchen im Lande Goethes die Lehren und die Beispiele, die nur eine große Nation geben kann. Um einen Begriff von der Ausbreitung Deutschlands auf kaufmännischem Gebiete zu geben, genügt es, an die Entwicklung der deutschen Handelsflotte zu erinnern, die bereits die zweite der Welt ist und, wie wir anzunehmen Grund haben, in nicht allzuferner Zukunft den ersten Platz einnehmen wird. Ein Muster der Ordnung, der Freiheit, der Disziplin, sowohl in moralischer als auch in sozialer Beziehung; stark im Ausbau seines Heeres und seiner Flotte; bewundernswert in der Organisation seiner inneren Verwaltung, in der Großartigkeit seiner Werkstätten, in der Tätigkeit seiner Erwerbsstände, in der Entfaltung seiner Industrie und seines Handels; glänzend im Denken, in der Kunst, in der Forschung und in seinen Gelehrten; ein Gegenstand der Beobachtung seitens der größten Nationen, die seinen überraschenden Aufstieg bewundern, der den hervorragenden Eigenschaften eines starken, intelligenten und energischen Volkes entspringt — verdankt Deutschland einen großen Teil seiner Triumphe der Regierung Kaiser Wilhelm II., der sein Land und sein Volk leidenschaftlich liebt und von ihm wiedergeliebt wird. Das „Jornal do Brasil“, das aufrichtige Bewunderung für wohlgeordnete Staaten und für den Interessen ihres Landes ergebene Regierungen hegt, nimmt an der Freude teil, die heute die Deutschen erfüllt.“

Zur Kampagne gegen die Kaffeewalorisation in Deutschland. Wie recht wir mit unserer Behauptung hatten, nämlich daß die Stellung der Zentrumsparlei gegen die Valorisation im Reichstage von Gründen parteipolitischer Taktik diktiert ist, geht deutlich aus den „Mitteilungen des

Vereins Deutscher Kaffeegroßhändler und Röster E. V. in Köln" (Nr. 22.) hervor, in welchen unter dem Titel „Zum Jahreswechsel“ u. a. folgendes ausgeführt wird:

„Sind die Ursachen des Niederganges des Kaffeegroßhandels auch verschiedener Art — Feindschaft gegen den Handel, die namentlich von den Genossenschaften genährt wird — das Streben von Importeuren, selbst mit kleinen Detaillisten in unmittelbare Verbindung zu treten — das Streben von Großbetrieben, das einzige Bindeglied zwischen Produzenten und Konsumenten zu werden — Zollerhöhung — u. a. m., so ist es doch in erster Linie Brasilien, welches dem Kaffeehandel durch seine Eingriffe den schwersten Schlag versetzt hat. Gewiß genießt Brasilien infolge der hierdurch entstandenen Preissteigerung nicht unbedeutende Vorteile, dabei aber gehen dem Kaffeekonsum wichtige Gebiete verloren. Der Konsum steigt weder entsprechend der zahlenmäßigen Zunahme der Bevölkerung, noch auch entsprechend dem wachsenden Wohlstand. Die Surrogate gewinnen immer mehr an Boden und ganze Volksschichten werden dem Kaffeegenuß entzogen — schließlich zum Nachteil Brasiliens.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, wenn auch nicht entschuldigbar, daß der Wettbewerb zuweilen auf Abwege gerät. Dafür zu sorgen, daß er in richtigen Bahnen bleibt, muß wie bisher auch im kommenden Jahre eine unserer bedeutsamsten Aufgaben sein.

Wir werden wohl nicht umhin können, uns in nächster Zeit mit den Wirkungen der Valorisation eingehend zu beschäftigen. Vor der Hand hat es der Vorstand für angebracht erachtet, unterm 17. Dezember nachstehendes Telegramm an die Staatsregierung S. Paulo zu richten:

„Heute versammelter Vorstand spricht Befürchtung aus, daß Valorisationskomitee gefährliche Surrogatindustrie fördernde Preispolitik fortsetzt. Wirkung, daß Konsum zurückgeht; Handel leidet. Kaffeehändler werden Surrogatfabrikanten. Produktionsländer tragen Endschaden. Können hinzufügen, daß auch in Deutschland gesetzliche Maßnahmen verlangt werden.

Verein Deutscher Kaffeegroßhändler.“

Die schöne Stadt am Rhein ist der Sitz des Vereins Deutscher Kaffeegroßhändler und auch die Hochburg des Zentrums. Die in Köln etablierten Kaffeegroßhändler sind sicherlich samt und sonders schweizerische, aber auch fromme Leute, die mit dem Zentrum durch Dick und Dünn gehen. In der oben wiedergegebenen Depesche ist erwähnt, daß auch in Deutschland gesetzliche Maßnahmen verlangt werden. Die Geltendmachung des Verlangens hat nicht lange auf sich warten lassen und wer waren die Wortführer? Zwei Abgeordnete des Zentrums! Bedarf es da noch besonderer Kombinationsgabe, um Ursache und Wirkung zu ergründen? Das Eintreten für Ergreifung gesetzlicher Maßnahmen seitens des Zentrums im Reichstage ist den Häuptern der Partei einfach dem Vorstande des Vereins Deutscher Kaffeegroßhändler suggeriert worden.

Wir nehmen heute davon Abstand zu untersuchen, wie groß der Anteil des Handels und namentlich des weitverzweigten Zwischenhandels an der Preissteigerung ist, da wir früher oder später uns einmal ausführlich mit diesem Gegenstande beschäftigen werden. Daß aber der Anteil nicht klein sein kann, gibt der Verein Deutscher Kaffeegroßhändler indirekt mit den angeführten Worten in seinen „Mitteilungen“ zu: „Sind die Ursachen des Niederganges des Kaffeegroßhandels auch verschiedener Art — Feindschaft gegen den Handel, die namentlich von den Genossenschaften genährt wird . . .“

Wenn namentlich die Genossenschaften Feindschaft gegen den Handel nähren, so weiß man auch, wo des Pudels Kern liegt. Die Genossenschaften pflegen über die Preisverhältnisse der Welthandelsartikel an den Verschiffungsplätzen genau unterrichtet zu sein und sie sind deshalb leicht in der Lage, den Einstandspreis im Eingangshafen zu kalkulieren. Daher die Feindschaft gegen den Handel . . .

Ein Vergleich. Unser Nachbarland Argentinien ist in vielen Sachen entschieden fortschrittlicher als Brasilien, und dieses ist auch auf dem Gebiete des Postverkehrs der Fall. Jetzt hat die argentinische Regierung angeordnet, daß die wissenschaftlichen und belehrenden Zeitschriften alle auf der Post eingetragene werden, damit ihre Beförderung gratis geschehen kann, denn, so meint die dortige Regierung, belehrende Lektüre, die der Hebung des intellektuellen Niveaus des Volkes dient, soll mit keinen Abgaben belastet werden. Und hier zahlt man für aus dem Auslande bezogene bezogene Bücher Einfuhrzoll!

Wie soll das enden? Um die zahlreichen Unfälle zu registrieren, welche tagaus, tagein in dem Musterbetriebe der Zentralbahn vorkommen, müßte man unausgesetzt einige Schreibmaschinen in Bewegung setzen.

Der Mittwoch war wieder einmal ein äußerst kritischer Tag. Am Vormittag gegen 10 Uhr passierterte der Minas-Nachtzug die Vorstadtstation Deodoro bei Rio, als plötzlich die Schienen nachgaben und das Geleise aufriß. Der Gepäck- sowie der Postwagen stürzten um, während die Lokomotive den defekten Zug weiter schleppte. Schließlich entgleisten die übrigen Wagen. Unter den Fahrgästen entstand eine furchtbare Panik. Als man in Deodoro Kunde von dem Unglück erhielt, begab sich sofort eine Militärabteilung mit Ambulanzen und Aerzten nach der Unfallstelle. Von der Zentralstation ließ man einen Hilfszug nach dort abgehen. In diesem Zuge wurden die Passagiere des Verunglückten untergebracht. Von den Passagieren wurde einer leicht verletzt, dagegen trugen fünf Personen des Zugpersonals und drei Postbeamte mehr oder weniger schwere Verwundungen davon. Einer der Verletzten starb nach kurzer Zeit. Die Gesamtzahl der Verwundeten beläuft sich auf 18.

Der Zug hatte eine zweistündige Verspätung. Der Postwagen wurde total zertrümmert.

Als man in der Bundeshauptstadt Nachricht von dem Unglück erhielt, bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung eine tiefe Erregung und man machte seinem Unwillen über die miserable Wirtschaft auf der Bahn, die einstmals ein Muster von Ordnung und vorbildlich für die Privatbahnen war, in nichts weniger als schmeichelhaften Ausdrücken Luft. Der Direktor der Bahn, der edle Graf Frontin von päpstlichen Guaden, benahm sich feige wie immer. Er schloß sich in sein Bureau ein und getraute sich kaum, durch den Fernsprecher Details über das Unglück zu erbitten.

Das über dasselbe von einem Ingenieur der Bahn abgegebene Gutachten lautet, daß es durch zu schnelle Fahren in der Kurve, wo es sich zutrug, verursacht worden ist. Außerdem konstatierte der Ingenieur, daß das Geleise sich an der Stelle in schlechtem Zustande befindet. Man beklagt sich im allgemeinen über unsinnig rasches Fahren auf der Strecke zwischen Belém und Rio.

In dem Zuge befanden sich zahlreiche im Staate Minas wohnhafte Politiker nebst ihren Damen, welche nach Rio reisten, um an einem Festessen teilzunehmen, welches zu Ehren des Finanzministers gegeben wurde. Die Menge war über das Unglück so empört, daß es Feuer an die zertrümmerten und in-

takt gebliebenen Wagen legte. Es blieben von ihnen nur noch die Eisenteile übrig.

Erst am Nachmittage hielten der Direktor und die Herren von der oberen Verwaltung es für angebracht, die Unfallstelle zu besichtigen.

Und bei dieser grenzenlosen Anarchie und Pflichtvergessenheit winken unsere Nativisten immer noch energisch ab, wenn von Verpachtung der Bahn die Rede ist. Muß erst die Hälfte des Bahnpersonals gelyncht werden, bis man Anstalten trifft, der Misere ein Ende zu machen?

Deutsche Erzeugnisse im Auslande. Unter diesen Titel lesen wir im „Handelsstand“ folgende sehr beachtenswerten Zeilen, welche deutlich zeigen, wie Amerikaner, Engländer und namentlich Franzosen sich so gern mit fremden Federn schmücken. „Der Oberstallmeister einer großen Residenz ließ einen der ersten Sattlermeister zu sich entbieten, um wegen Reparatur mehrerer Sättel mit ihm zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er: „Diese englischen Sättel sind doch hervorragend gearbeitet — auf deutschen Sätteln hat man keinen Sitz.“ Der Sattlermeister lachte. Der Oberstallmeister, von diesem mehrerbietigen Benehmen überrascht, fragte nach dem Grunde. Statt einer Antwort nahm der Sattlermeister sein Federmesser, trennte eine Naht auf und zeigte — sein Fabrikzeichen und seinen Namen. Der Sattel war also deutsche Arbeit. Wie hier, so geht es sehr oft auch mit anderen Fabrikaten. So werden z. B. Lederhandschuhe in riesigen Mengen nach Amerika usw., aber auch nach England und Frankreich versandt; dort erhalten sie einen schönen französischen Stempel, die Preise werden entsprechend erhöht und — viele deutsche Damen beziehen solche „ausländische“ Waren mit besonderer Vorliebe. Möchten sich solche Käuferinnen doch darüber klar sein, daß sie durch ihr Vorgehen Fremden die Taschen füllen. Die deutsche Handschuh-Industrie konkurriert auf dem Weltmarkte erfolgreichst mit den besten auswärtigen Marken und — wenn Amerikanerinnen, Engländerinnen und Französinnen unsere Fabrikate geru tragen, warum dann nicht auch unsere eigenen Landsleute? Deutsche Handschuhe bilden, mit vielen anderen Waren, einen mächtigen Faktor im deutschen Wirtschaftsleben — die deutsche Damenwelt, die sich neuerdings so gerne auf sozialen Gebieten betätigt, sollte doch die Erzeugnisse des eigenen Landes kaufen und dadurch deutschen Fleiß und deutsche Arbeit unterstützen.“

Ein furchtbarer Unglücksfall, den ein anscheinend nicht ganz zurechnungsfähiger Mensch angerichtet hat, wird aus Rocinha gemeldet. Der 23jährige und verheiratete Hutmacher Ferruccio Adami hat seit jeher ein Vergnügen daran gefunden, mit Schießpulver zu spielen und diese sonderbare Neigung hat jetzt eine Katastrophe herbeigeführt. Am Donnerstag hat der Mann eine mit Pulver gefüllte Flasche genommen und hat sich, von einer großen Kindersehar begleitet, nach einem Steinbruch begeben. Dort hat er die Flasche mit ihrem gefährlichen Inhalt zwischen einige Steine gelegt und sie zur Explosion gebracht. Was nicht ausbleiben konnte, geschah. Die Glasscherben und Steinfragmente flogen nach allen Richtungen und außer dem Hutmacher wurden sechs Kinder mehr oder minder schwer verletzt. Er selbst dürfte kaum mit dem Leben davonkommen. Die Verletzungen einiger Kinder sind auch nicht unbedenklich.

Ertrunken. Am Freitag nachmittag ertrank in dem Tanque da Polvora, in der Nähe von Moinho Velho, der 26jährige Arbeiter Augusto Giacovelli. Er fuhr mit einem gewissen Miguel Volpi über den Teich, als es ihm einfiel, ein Bad zu nehmen. Als schlechter Schwimmer hatte er Schwierigkeiten,

nach dem Boote zurückzukommen, aber trotz alledem sprang er noch einmal ins Wasser, um seinem Begleiter zu zeigen, daß er doch schwimmen könne. Seine Kräfte aber waren so erschöpft, daß er sich nicht über Wasser halten konnte, und Volpi war wieder so unbeholfen in dem Boote, daß er dem Ertrinkenden keine Hilfe bringen konnte. Die Leiche des Verunglückten konnte nicht gefunden werden.

Familiennachrichten. Ihre Verlobung zeigen an Herr Friedrich von Meegeren und Fräulein Ida Koppe. Wir gratulieren.

Die Deutsche Ueberseeische Bank (Banco Allemão Transatlantico) wurde im Jahre 1896 von der Deutschen Bank in Berlin mit einem Kapital von Mk. 20.000.000.— ins Leben gerufen, um die schon bestehenden Verbindungen dieses führenden deutschen Bankinstitutes zu pflegen und, der schnellen Entwicklung Südamerikas Rechnung tragend, die geschäftlichen Beziehungen dieses Kontinentes mit dem Mutterlande weiter auszudehnen. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der südamerikanischen Republiken hat die Entwicklung des Banco Allemão Transatlantico Schritt gehalten. Der Errichtung der ersten Filiale in Buenos Aires, die im vergangenen Jahre schon ihr 25jähriges Bestehen feiern konnte, folgte einige Jahre darauf die Eröffnung einer Niederlassung in Valparaiso und später in Lima und La Paz. Diesen Zentral-Niederlassungen in den einzelnen Republiken gliederten sich im Laufe der Jahre, dem Bedürfnisse entsprechend, eine Reihe Zweigniederlassungen an. In Brasilien nahm die Bank am 1. August 1911 zunächst in Rio de Janeiro ihre Tätigkeit auf und beginnt ihre Ausdehnung mit der am 1. Februar d. J. erfolgenden Eröffnung ihrer Filiale in São Paulo (Rua Direita 10a), der Mitte März d. J. die Errichtung einer weiteren Filiale in Santos folgen wird. Das Filialnetz der Bank wird damit 27 Niederlassungen umfassen, in welcher Ziffer die zahlreichen Depositionskassen der Filialen in Buenos Aires, Valparaiso und Santiago de Chile nicht mit eingeschlossen sind. Der Banco Allemão Transatlantico besorgt bankgeschäftliche Transaktionen zur Förderung des heimischen sowie des überseeischen Handels und ist durch die eigene ausgedehnte Organisation und die enge Verbindung mit der Deutschen Bank in der Lage Aufträge nach allen Teilen der Welt zur Ausführung zu bringen. Auch dem Privatpublikum widmet sich diese Bank und gibt demselben Gelegenheit, seine flüssigen Mittel unter Zinsvergütung sicher anzulegen oder Wertpapiere zur Verwaltung zu deponieren. Der sparsamen Bevölkerung kommt die Bank durch die Einrichtung von Sparkassenkonten entgegen, wofür sie die besondere Genehmigung der Bundesregierung erhalten hat. Der Banco Allemão Transatlantico ist die älteste und kapitalkräftigste deutsche Auslandsbank und arbeitet heute mit einem volleingezahlten Aktienkapital von Mk. 30.000.000.— und einem sichtbaren Reservefond von über Mk. 8.000.000.—. Die zur Verteilung gelangte Dividende betrug für die letzten sechs Jahre 9 Prozent.

Das Mutterinstitut, die Deutsche Bank, welche einen kontrollierenden Einfluß auf den Banco Allemão Transatlantico ausübt, ist bekanntlich das bedeutendste Privat-Kredit-Institut Deutschlands. Kapital und Reserven über 300 Millionen Mark.

Wechselkursdiagramme. Die Norddeutsche Bank in Hamburg übersandte uns Diagramme der Bewegung des Wechselkurses in Rio de Janeiro, Valparaiso und Bolivien in den Jahren 1908, 1909, 1910, 1911 und 1912, die eine ebenso interessante wie gediegene Arbeit darstellen.

Während der Kurs in Rio mit Ausnahme des Jahres 1910, in welches die zeitweilige Außerbetriebsetzung der Konversionskasse fiel, sich in ziemlich gerader Linie bewegte, weist die Bewegung des chilenischen Kurses in allen vier Jahren die tollsten Sprünge auf. Im verfloßenen Jahre bewegte er sich ziemlich auf der Mittellinie. In Bolivien war in 1912 der Kurs ziemlich stabil, im Gegensatz zum Jahre 1908, wo er mit $15\frac{7}{8}$ den extremsten Tiefstand erreichte.

Die Norddeutsche Bank in Hamburg ist bekanntlich neben der Berliner Diskontogesellschaft die Gründerin der in den genannten Ländern operierenden Brasilianischen Bank für Deutschland und der Bank für Chile und Deutschland.

Wir sagen für die Ueberweisung verbindlichen Dank.

Ueberfall auf einen Zug. Die Iluminenser „Gazeta de Noticias“ hat seit einiger Zeit einen eigenen Geheimpolizisten in ihren Diensten, und derselbe hat, angeblich ein amerikanischer Detektiv, schon verschiedenes aufgedeckt. Das Publikum hat aber an die Existenz eines solchen Polizisten nicht richtig glauben wollen; jetzt muß man jedoch zu der Annahme hinneigen, daß der Detektiv mehr als eine gute Reklame ist. Die „Gazeta de Noticias“ hat nämlich den Ueberfall auf die Zentralbahn vorausgesagt. Sie behauptete, daß ihr Privatdetektiv eine Bande von Eisenbahnräubern aufgedeckt habe. Es seien dies Argentinier und Chilenen, welche sich als ambulante Verkäufer in den Vorstädten von Rio de Janeiro herumtreiben. Zu dieser Mitteilung fügte der Detektiv ausdrücklich hinzu, daß ein Ueberfall auf einen Zug zu erwarten sei. Das ist nun eingetreten, und der geheimnisvolle Detektiv, den niemand kennt, hat recht behalten. Sollte das die Polizei nicht veranlassen, mit dem „Geheimen“ in Verbindung zu treten?

Das Reiseleber. Schon seit geraumer Zeit herrscht zu den zwischen Mittelbrasilien und Europa verkehrenden Passagierdampfern ein außergewöhnlich großer Andrang. Trotz der Einlegung zahlreicher Extradampfer sind die Plätze schon Monate vorher belegt. In diesem Jahre scheint der Exodus kolossale Dimensionen annehmen zu wollen. Es dürfte deshalb besonders Landsleuten, welche sich zur Reise nach der alten Heimat rüsten, angenehm sein zu erfahren, daß die Hamburg-Amerikalinie den sehr beliebten und äußerst komfortabel ausgestatteten Dampfer „Rugia“, der längere Zeit aus der Brasilienfahrt zurückgezogen war, wieder ausschickt. Die „Rugia“ wird am 23. März von Santos nach Hamburg abgehen. Jedenfalls werden viele Reisende sie anderen Dampfern vorziehen.

Ein neuer Kontrakt betreffend Einführung von Einwanderern. Die Bundesregierung hat mit der Companhia Rural, Comercio e Industria einen Vertrag betreffend Einführung von Einwanderern in den Staat S. Paulo geschlossen. In der Meldung ist nicht gesagt, welcher Nationalität die Einwanderer sein sollen.

Von der Zentralbahn. In welchem Zustand sich die Linien der Zentralbahn befinden, davon hat das letzte Unglück bei Deodoro geliefert. Ein Passagier, der bei der Katastrophe sich in dem Zug befunden, hat einige Schrauben mitgebracht, die er mit den Fingern losbekommen. Es sind dies Schrauben, mit welchen die Schienen an den Schwellen befestigt sind. Er hat sie der Redaktion des „Estado“ vorgelegt und die wird sie jedenfalls in dem Schaufenster der Zeitung ausstellen. Welche Sicherheit ein Geleise bieten kann, dessen Schrauben man mit den Fingern lockert, davon kann sich jeder einen Begriff machen. Und doch müssen jeden Tag Hun-

derte Menschen ihr Leben dieser Eisenbahn anvertrauen! Da ist wohl jeder Kommentar überflüssig.

Die Light und Guinle geben den Advokaten zu verdienen. Jetzt ist wieder ein Prozeß vor dem Bundesrichter in São Paulo zu Ende geführt worden und die Light hat ihn gewonnen. Die Herren Guinle behaupteten, durch die Light an der Ausführung einiger Arbeiten auf der Fazenda „Pelaes“ zwischen den Flüssen Itatinga und Itapanbau gehindert worden zu sein und verlangten einen Schadenersatz von fünftausend Contos. Der Bundesrichter hat die Klage als unbegründet zurückgewiesen und hat die Kläger in die Kosten verurteilt.

Unglücksfall. Vor einigen Tagen wurde der 14jährige Maurerhandlanger Antonio Travassos bei einer Jagd durch einen Schuß im rechten Schenkel schwer verwundet. Der Unfall ereignete sich ziemlich weit vor der Stadt und bis der Junge ärztliche Hilfe bekam, hatte er sehr viel Blut verloren. Nach dem Verbinden auf der polizeilichen Hilfestation wurde Travassos nach der Santa Casa gebracht und dort stellte sich bald heraus, daß das Bein amputiert werden mußte, denn der Schuß war tiefer eingedrungen, als man zuerst gedacht, und hätte den Knochen stark verletzt. Die Amputation wurde vorgenommen, aber der Zustand des Verletzten verschlimmerte sich zusehends und am Donnerstag morgen verstarb er. Die Verletzung war, wie Travassos selbst aussagte, rein zufällig, und die Wunde wäre nicht tödlich gewesen, wenn man sofort ärztliche Hilfe gehabt hätte.

Selbstmord auf einem Dampfer. Auf dem deutschen Dampfer „Santos“ verübte ein Passagier erster Klasse namens Arthur La Garcia auf hoher See Selbstmord. Er hinterließ keine Erklärung. Seine Leiche wurde nach Erfüllung der vorgeschriebenen Formalitäten in das Meer versenkt. Garcia hatte in Hamburg eine Fahrkarte nach Santos gelöst.

Demographische Daten. In der verfloßenen Woche starben in der Hauptstadt 168 Personen. Von den Todesfällen entfielen 111 auf Kinder unter zwei Jahren und 25 auf ansteckende Krankheiten.

Im gleichen Zeitraum wurden 104 Ehen geschlossen und 296 Geburten registriert. Es kamen in derselben Zeit nicht weniger als 20 Totgeburten vor.

13.000 Einwanderer in einem Monat! Im Hafen von Santos wurden in der Zeit vom 1. bis 29. ds. 11.067 Einwanderer gelandet. Es werden bis morgen noch 1922 Immigranten erwartet, was eine Gesamtziffer von 12.989 ergibt und entschieden einen Rekord darstellt.

Prozeß-Statistik. Im Monat Januar mußten sich vor dem hiesigen Schwurgericht 82 Angeklagte zu verantworten. Von diesen waren 28 geborene und 2 naturalisierte Brasilianer, 27 Italiener, 74 Portugiesen, 2 Spanier, 2 Oesterreicher, 1 Uruguayer, 1 Deutscher, 1 Syrier und 4 unbekannter Nationalität.

Der Kaffeemarkt in der letzten Woche. (Vom 27. Januar bis 1. Februar). In Santos stand der Markt im Zeichen leichter Depression. Der Preis für Typ 4 fiel von 78800 auf 78700, der für Typ 7 von 78200 auf 78050. Tendenz behauptet. In Havre fiel der Preis von Beginn bis zu Ende der Woche um 1 Fr.

Verkäufe der Woche 66.767 Sack gegen 63.470 Sack in der Vorwoche. Verkäufe seit 1. Juli v. J. 5.013.113 Sack. Verschiffungen seit 1. Juli 7.022.460 Sack.

Zufuhren der Woche 79.062 Sack gegen 62.355 Sack in der Vorwoche zuvor. Seit 1. Juli 7.573.702 Sack gegen 8.574.836 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres.

Vorräte in erster und zweiter Hand 1.888.088 Sack gegen 1.948.963 Sack in der Vorwoche und 2.269.612 Sack im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

In Rio behauptete sich die Tendenz ebenfalls auf der Preisbasis von 11\$700.

Zufuhren seit dem 1. Juli 2.067.171 Sack. Verschiffungen 2.053.431 Sack. Vorräte Ende der Woche 155.705 Sack gegen 163.494 Sack im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Ein interessanter Rechtsstreit. Die in Santos etablierten Kaffee-Exportfirmen Naumann, Gepp Co., Nossack & Co. und Barbosa & Co. hatten beim Bundesrichter des Distrikts von S. Paulo eine Klage gegen den Staatsfiskus auf Zurückerstattung eines großen Betrags, den sie ihrer Meinung nach an Kaffee-Ausfuhrzoll in den Jahren 1908 und 1909 zuviel bezahlt haben, angestrengt. Der Bundesrichter erließ die nötigen Vorladungen, dagegen wandte aber der Fiskalprokurator des Staates ein, daß die Bundesjustiz in dem Falle nicht kompetent sei. Da der Bundesrichter den Einwand jedoch verwarf, so legte der Prokurator Berufung beim Oberbundesgericht ein und dieses erkannte die Berechtigung des Einwandes an. Demgemäß ließ der Bundesrichter die Akten der Prozeßabteilung des Staatsfiskus zu gehen. Wenn die Kläger auf Weiterführung des Rechtsstreites bestehen, so müssen sie ihn bei der Staatsjustiz anhängig machen.

Stadtreinigung. Die Munizipalität will den Straßenreinigungsdienst vergemeinlichen. Der Herr Präfekt hat diese Angelegenheit schon mit den Stadtverordneten eingehend besprochen, man ist aber noch zu keinem Entschlusse gekommen, denn die Straßenreinigungs-Gesellschaft verlangt 3200 Contos de Reis. Das kann und will die Munizipalität nicht zahlen, aber auch so können die Dinge nicht bleiben, wie sie heute sind, denn São Paulo darf nicht die schmutzigste Stadt Brasiliens bleiben. Es heißt, daß die Munizipalkammer auch daran denke, die Straßensprengung Dritten zu übergeben, aber es bestehen wieder Bedenken, ob dieser Gedanke mit Erfolg durchgeführt werden kann. — Eins bleibt aber bestehen — und es freut uns, dies feststellen zu können: der Herr Präfekt will dem unhaltbaren Zustand ein Ende machen und somit befindet er sich auf dem besten Wege, sich ein großes Verdienst zu erwerben.

Verbindungsbahn Guaxupé—Monte Bello. Wir berichteten kürzlich auf Grund einer Notiz in einem landessprachlichen Blatte, daß die Bahn dem Verkehr übergeben worden sei, die Meldung war jedoch verfrüht, wie aus folgenden Zeilen hervorgeht, welche uns einer mit den Verhältnissen vertrauter Leser übersendet. „Die am 15. d. gebrachte Nachricht über die Einweihung der Verbindungsbahn Guaxupé—Monte Bello der Mogyana war irrig. Die Mogyana war mit dem Schienenlegen von Guaxupé in der Richtung nach Monte Bello bis Muzambinho Anfang dieses Monats fertig und die Bewohner jener Stadt gaben den Arbeitern ein Festessen, um ihrer Freude über die langersehnte Bahnverbindung Ausdruck zu verleihen. Am 12. d. sollte die Strecke definitiv dem Verkehr übergeben werden, es kam aber nicht dazu des am 8. eingetretenen Regens wegen. Die neue Linie litt unter den starken Regengüssen sehr, so daß vor Anfang des nächsten Monats kaum an die Eröffnung gedacht werden kann. Gleichzeitig mit den 38 km der Linie Guaxupé—Muzambinho dürfte wohl auch die Strecke Guaxupé—Monte Santo in Betrieb gestellt werden. Bis Monte Santo waren die Schienen auch schon vor Eintritt des Regens gelegt. Die Mogyana wird somit Anfang nächsten Monats rund 75 km ihrer neuen Linien in Betrieb setzen, und in

kurzer Zeit dürfte dann Muzambinho—Monte Bello mit 35 km und Monte Santo—S. Sebastião do Paraízo mit 35 km folgen, da das Bahnbett fertig ist und nur der Schwellen und Schienen harret.“

Der Baumwolle-Markt im Jahre 1912. Nach der von dem Makler Joaquim da Cunha Freire Sobrinho aufgestellten Statistik bezog Rio im Jahre 1912 aus den Nordstaaten 321.535 Sack Rohbaumwolle (den Sack zu 80 Kilogramm). Aus dem Jahre 1911 wurde ein Vorrat von 19.132 Sack übernommen, verarbeitet wurden 306.520 Sack, so daß ein Bestand von 34.147 Sack am 31. Dezember 1912 auf dem Markte war. Die Zufuhr war um 23.792 Sack größer als im Vorjahre, denn 1912 wurden nur 297.743 Sack eingeführt. Auf die einzelnen Monate verteilte sich die Zufuhr folgendermaßen:

| | 1911 (Sack zu 80 kg) | 1912 (Sack zu 80 kg) |
|-----------|-------------------------|-------------------------|
| Januar | 26.972 | 27.537 |
| Februar | 31.805 | 29.661 |
| März | 32.623 | 28.084 |
| April | 19.364 | 34.957 |
| Mai | 32.655 | 16.200 |
| Juni | 21.028 | 32.358 |
| Juli | 71.115 | 17.550 |
| August | 17.720 | 21.829 |
| September | 19.843 | 25.771 |
| Oktober | 20.052 | 23.719 |
| November | 24.639 | 29.195 |
| Dezember | 33.927 | 34.674 |
| | 297.743 | 321.535 |

Die einzelnen produzierenden Staaten waren an der Zufuhr wie folgt beteiligt:

| | 1911 (Sack zu 80 kg) | 1912 (Sack zu 80 kg) |
|---------------------|-------------------------|-------------------------|
| Sergipe | 4.338 | 4.249 |
| Alagoas | 23.452 | 7.940 |
| Pernambuco | 65.292 | 54.159 |
| Parahyba | 52.647 | 64.511 |
| Rio Grande do Norte | 101.613 | 110.548 |
| Ceará | 48.012 | 110.938 |
| Maranhão u. Piahy | 1.399 | 9.190 |

Die größte Zufuhr lieferte also 1911 Rio Grande do Norte, dann folgten Pernambuco, Parahyba, Ceará, Alagoas, Sergipe und Maranhão mit Piahy. 1912 stand an erster Stelle Ceará, ihm folgte Rio Grande do Norte, Parahyba, Pernambuco, Maranhão mit Piahy, Alagoas und zuletzt Sergipe. Die Reihenfolge war also wesentlich verschoben. Schlüsse auf die Produktion lassen sich jedoch daraus nicht ziehen. Dazu müßte man die Ausfuhrstatistik der einzelnen Nordstaaten für 1912 kennen, und das ist vorläufig noch nicht möglich. Die Preise für die Herkünfte aus den einzelnen Staaten waren nicht wesentlich verschieden. Sergipe- und Alagoas-Baumwolle hatten nur Nominalpreise, da sie nicht in den Handel kamen, sondern mit fester Bestimmung. Nur im April wurde Alagoas-Baumwolle gehandelt, sie erzielte damals 10\$300 bis 11\$000 für 10 Kilo. Am gedrücktesten war der Markt im September, Oktober und November. Selbst die am höchsten bewertete Pernambuco-Baumwolle wurde im Oktober zeitweise mit 9\$800 für 10 Kilo notiert, die von Rio Grande do Norte und Parahyba mit 9\$500, die von Ceará mit 9\$700. Am besten waren die Preise im April, wo Pernambuco 11\$ bis 11\$600, Parahyba 10\$500 bis 11\$200, Rio Grande do Norte 10\$400 bis 11\$500 und Ceará 10\$500 bis 11\$200 notierte. Im Jahres-Durchschnitt waren die Mindest- und Höchstpreise für 10 Kilo:

| | | |
|------------|---------|-------------|
| Pernambuco | 10\$392 | bis 10\$858 |
| Parahyba | 10\$117 | bis 10\$608 |

Rio Grande do Norte 10\$066 bis 10\$700
Ceará 10\$183 bis 10\$558

Die größten Importeure waren die Firmen Hentschel & Gaffrée (59.285 Sack), Gonçalves, Zenha & Co. (48.990 Sack), Victor Usländer & Co. (46.272 Sack), Zenha, Ramos & Co. (32.252 Sack), J. de Oliveira Castro & Co. (22.988 Sack), Fry, Youle & Co (21.970 Sack), Fabricio Gomes Pedrosa (21.216 Sack), und F. H. Walter & Co (20.171 Sack). Mit Mengen zwischen 19.200 und 2.700 Sack waren 6 weitere Firmen beteiligt, und 6.227 Sack wurden in geringeren Mengen importiert.

Die Beseitigung ausländischer Ehehindernisse in Ungarn. Unter diesem Titel erschien in deutscher Sprache ein von Dr. Ernst Gerö, Advokat in Budapest verfaßtes, außerordentlich interessantes Buch, das nach leicht faßbarer Methode jene Eheschließungs- und Trennungs-Hindernisse sämtlicher europäischer Staaten behandelt, welche in Ungarn zu beseitigen sind. Besonders wichtig ist dieses Buch jetzt, wo in den einzelnen europäischen Staaten das die internationalen Fragen des Eherechts regelnde Haager Uebereinkommen in Gesetzeskraft erwachsen ist, wodurch hinsichtlich der in Ungarn erfolgter Eheschließung und Trennung Ausländer in vielfachen Beziehungen wesentliche Änderungen eingetreten sind. Das Buch des Dr. Gerö hat in erster Reihe für jene nach katholischem Ritus getrauten Staatsbürger Oesterreichs, Rußlands, Italiens, Kroatiens, Slavoniens, Bosniens, Herzegowina's, Montenegro's und Spaniens, die nach dem Gesetze ihres Vaterlandes ihre Ehe niemals auflösen und keine neue Ehe schließen können. Das Buch verhandelt eingehend und dennoch in leicht faßbarer Art über die Regel und Möglichkeit der Eheauflösung und der neuen Eheschließung; außerdem gibt es eine tabellarische Uebersicht der wichtigsten eherechtlichen Leitprinzipien sämtlicher europäischen Staaten. Das Buch, in welchem sowohl die Juristenwelt, wie auch das interessierte Laienpublikum mit großem Nutzen blättern mag, ist gegen Einsendung einer (1) Krone (Geld oder Marken) in der Administration der „Eherechts-Bibliothek“ Budapest, VII., Rákóczi-ut 68, erhältlich.

Der interessiert sich. An den „Daily Graphic“ in London ist unter 8. Dezember 1912 aus Santos folgender Brief gerichtet worden: „Herr Redakteur des „Daily Graphic“! Es dürfte Ihre Leser interessieren, zu erfahren, daß vor ca. 15 Tagen hier ansässige deutsche Reserveoffiziere den Befehl erhalten haben, sich bereitzuhalten, um im nächsten März zu ihren Regimentern zurückkehren zu können. Dieser Befehl traf, so glaube ich, mit der Zuspitzung der austro-serbischen Frage zusammen; aber es ist jedenfalls nützlich, von den Vorbereitungen unserer teutonischen Vettern zu wissen. — Unser Vizekonsul sagte mir, daß er darüber schon unseren Minister in Rio de Janeiro berichtet habe und daß dieser die Nachricht an unsere Regierung weitergeleitet haben werde. — Der französische Konsul wußte noch nichts, als ich ihm die Mitteilung machte. Sie werden glauben, daß unsere hiesigen deutschen Freunde nicht besonders erbauet sind, möglicherweise ihre Geschäfte aufgeben zu müssen. Hoffen wir, daß dieses nicht notwendig sein wird.“ Der Herr interessiert sich für die Politik. Er teilt seine Beobachtungen dem englischen und dem französischen Konsul mit und schreibt auch sofort nach London, damit der gute Albion ja nur rechtzeitig erfahre, daß die deutschen Reserveoffiziere wieder einmal um die Verlängerung ihresurlaubes einkommen müssen. Mit großer Kombinationsgabe stellt er fest, daß die Schreiben der deutschen Militärbehörden mit dem austro-serbischen Zwischenfall zusammen-

hängen, und als echter Diplomat kümmert er sich nicht darum, daß die ihm dienlich erscheinende Hypothese falsch ist. Fünfzehn Tage vor dem 8. Dezember war der 24. November. Die militärischen Zuschriften brauchten von den Regimentskommandos mindestens 19 Tage, mußten also in den ersten Tagen des November abgeschickt worden sein und damals hatte die austro-serbische Frage sich noch nicht zugespitzt, weil die Serben noch nicht bis zur Grenze des Sandschaks vorgedrungen waren. Die Frage spitzte sich erst in der zweiten Hälfte des November zu, also um die Zeit, als die deutschen Reserveoffiziere nach der Aussage des Engländers die Zuschriften erhielten.

Automobilismus. Der an Automobilunfällen überreiche Monat Januar wurde so beschlossen wie es sich gehörte — am letzten Tage wurden nicht weniger als sieben Personen durch Automobile verletzt. Das Automobil 1189, Eigentum der Light, allein verletzte fünf Personen. Das Auto stand auf dem Largo São Bento und war einem gewissen José Mause anvertraut, der noch nie eine Maschine gelenkt hatte. Er sollte den Wagen nur beaufsichtigen, bis der Ingenieur zurückkehrte, dem das Auto zur Verfügung stand und der es selbst lenkte. Da gesellte sich ein gewisser Bartolini zu Mause und redete ihm zu, mit der Maschine einige Evolutionen auszuführen. Bartolini ist Chauffeur und so konnte er dem unerfahrenen Mause Anweisungen geben, wie man die Maschine handhabt. Mause versuchte und es ging anscheinend ganz gut. Bartolini sprang von der Maschine und Mause dachte, daß, wenn es in Gegenwart des Chauffeurs gegangen war, dann müsse es ja auch ohne diesen gehen und er schaltete wieder den Motor ein. Er hatte aber keine Ahnung; die Griffe, die ihm einmal gezeigt, waren alle wieder vergessen, und die Maschine rumpelte fünf Personen an. Einer Frau, namens Maria Rodrigues, wurde der linke Vorderarm gebrochen, einem Arbeiter namens Ovidio Gama wurde der linke Fuß entzwei gefahren und ein gewisser Manuel Geraldo wurde so gegen das Pflaster geschleudert, daß ihm Blut aus den Ohren floß. Die anderen zwei wurden leicht verletzt. Mause wurde in flagranti verhaftet. — Die anderen zwei Einfälle wurden durch die Autos 252 und 223 angerichtet, von welchen das erstere in der Rua Anhangabahú einen Mann und das andere in der Rua Guarany einen Jungen überfuhr. Die Verletzungen der beiden sind glücklicherweise nicht bedenklich.

— Am Sonntag morgen um sieben Uhr geschah ein Unglück, das wieder sehr deutlich bewies, wie kopflos die Lenker der Kraftwagen sein können und wie sie sich selbst und andere in Gefahr bringen können. Das Lastauto Nr. 1031 fuhr mit Backsteinen schwer beladen aus der Rua Libero Badaro in die Rua São João. Der Wagen fuhr schneller als ein Lastauto mit einer Ladung von mehreren tausend Kilos eigentlich fahren dürfte. Plötzlich sah der Chauffeur einen Straßenbahnwagen vor sich und bremste, um ihn vorbeizulassen. Die Bremse hielt aber nicht stand und das Auto raste die steile Straße hinab. Jetzt konnte nur schnelles Ausweichen ein großes Unglück verhüten. Der Chauffeur riß seinen Wagen nach rechts und da geschah, was nicht ausbleiben konnte. Mit dem schweren Lastauto konnte der Chauffeur nicht so manövrieren wie man mit einem Personauto manövriert; der Wagen hatte einmal die Richtung erhalten und ging weiter über den Bürgersteig gegen das eiserne Geländer, zerbrach es, als ob es aus Streichhölzern gewesen wäre und stürzte von der Höhe des Strassendamms über die dort befindlichen Mietorios hinweg in die Tiefe. Es war ein Wunder, daß der Chauf-

feur bei diesem Sturze von mindestens fünf Metern Höhe nicht getötet wurde. Er erhielt nur eine leichte Kopfwunde und verletzte sich etwas am linken Bein. Das Auto wurde natürlich sehr stark beschädigt. — Was hätte das Lastauto nicht angerichtet, wenn dort unten Menschen gewesen wären!

Totgefahren. Am Sonntag abends wurde in der Rua Ipanema nicht weit vom Hippodromo ein unbekannter, etwa 45-jähriger Mann von einem Straßenbahnwagen der Bresser-Linie totgefahren. Der Mann hatte sich auf das Geleise gelegt und bei der schlechten Beleuchtung jener Vorstadtstrasse erblickte ihn der Motorführer erst dann, als der Schienenfeger gegen den Körper stieß. Trotz alledem gelang es ihm noch, den mit voller Kraft fahrenden Bond anzuhalten, bevor die Räder über den Unglücklichen gegangen waren. Der Stoß war aber so stark gewesen, daß der Mann auf der Stelle getötet wurde. Jedenfalls war er stark betrunken.

Besuch des diplomatischen Vertreters der schweizerischen Eidgenossenschaft. Herr Generalkonsul A. Gertsch weilte seit gestern früh in unserer Hauptstadt. Zahlreiche Mitglieder der Schweizer Kolonie hatten sich zu seinem Empfange auf dem Luz-Bahnhofe eingehunden. Daß Herr Gertsch seinen hiesigen Landsleuten kein Fremder ist und sich bei ihnen großer Sympathien erfreut, das bewies sowohl der Empfang wie die Befriedigung über seine erneute Anwesenheit in der Paulieia nach längerer Pause. Zu Ehren des Herrn Generalkonsuls veranstaltet der Cercle Suisse in seinem Vereinslokal, Pension Suisse, Rua Brigadeiro Tobias N. 1, heute abend einen Familienabend. Wir haben den Auftrag erhalten, hierzu alle Schweizer einzuladen.

Bundeshauptstadt.

Sierra Nevada. Der erste Dampfer der neuen Brasil-La Plata-Linie des Norddeutschen Lloyd, die „Sierra Nevada“, ist vorgestern im Hafen Rio eingetroffen. Das Schiff, das seine erste Reise macht, legte am Kap Lauro Müller an. Die General-Agenten des Norddeutschen Lloyd, die Herren Herrn Stoltz & Co., hatten den diplomatischen und konsularischen Vertretern des Deutschen Reiches, der Kaufmannschaft und der Presse Einladungen zur Besichtigung des Dampfers zukommen lassen. Den Einladungen entsprach außer den Repräsentanten des Reichs und der Presse eine außerordentlich große Anzahl von deutschen, brasilianischen und fremden Kaufleuten, ein Beweis, welches Interesse der neuen Linie allgemein zugewandt wird. Die Besichtigung hinterließ bei allen Besuchern den besten Eindruck. Der Dampfer ist mit gediegener Eleganz ausgestattet, die sich von protzenhafter Aufdringlichkeit fernhält, und muß schon deswegen gefallen. Er zeichnet sich aber außerdem durch die Geräumigkeit aus, mit der für die Unterbringung sowohl der Kajütspassagiere als auch der Zwischendecker gesorgt ist. Nicht alle im Südamerikadienst stehenden Dampfer tragen in dieser Weise den besonderen Bedürfnissen der Tropenfahrt Rechnung. Die traditionelle Güte der Lloydküche konnten die geladenen Gäste bei dem Frühstück feststellen, mit dem sie in ebenso liebenswürdiger wie aufmerksamer Weise bewirtet wurden. Wir glauben, daß die Dampfer der „Sierra“-Klasse sich sehr schnell einführen und stets ausverkauft sein werden und wünschen dem Norddeutschen Lloyd zu seiner neuen Linie nochmals Glück.

Die teure Zentralbahn. Vor dem Obersten Bundesgericht ist in letzter Instanz der Prozeß ent-

schieden worden, den Frau Fanny Worms gegen die Zentralbahn angestrengt hatte. Frau Worms hatte bei dem großen Eisenbahnunglück, das sich am 30. September 1909 auf der Zentralbahn ereignete, ihren Gatten verloren und verlangte von der Union eine Entschädigung von 200 Contos. Obwohl in den Vorinstanzen zur Zahlung verurteilt, hielt es die Bundesregierung für notwendig, an den höchsten Gerichtshof zu appellieren. Aber sie hatte mit ihrer Berufung kein Glück, denn auch das Oberste Bundesgericht erkannte den Anspruch von Frau Worms als berechtigt, den Bund als haltpflichtig für Unfälle auf der Zentralbahn an und bestätigte die Entscheidung der Vorinstanz. Da der Fiskus auch noch die Kosten des langwierigen Prozesses zu tragen hat, so kommt eine ganz hübsche Summe heraus. Bald wird die Bundeskasse, also letzten Endes das Volk, in einem anderen Prozesse ebenfalls eine große Entschädigung zu zahlen haben, denn Herr Theotônio Cinza Lopes, der am 31. Juli vorigen Jahres ebenfalls auf der Zentralbahn verunglückte und erwerbsunfähig wurde, hat die Union auf Zahlung von 100 Contos verklagt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm diese Summe oder doch ein großer Teil derselben auch zugesprochen werden wird.

Wie die Bundesregierung das Geld des Volkes verschwendet. Unsere Machthaber betrachten die Republik bekauntlich als ihre Privatdomäne, und dementsprechend die Beamten als ihre Angestellten, mit denen sie verfahren können, wie es ihnen beliebt. Diese Anschauungsweise hat zur Folge, daß gesetzwidrige Entlassungen vorgenommen werden, wenn irgend einem Vorgesetzten oder einem Parteikaziken die Nase oder die Gesinnung eines Beamten nicht paßt, oder wenn man das Bedürfnis fühlt, einen besser Protegierten unterzubringen. Daraus ergibt sich dann weiter, daß die an die Luft gesetzten Beamten die Union auf Gehaltszahlung verklagen. Diese Klagen endigen regelmäßig mit der Verurteilung des Bundes, der dann den Klägern das Gehalt und alle Nebenbezüge nachzahlen und die Kosten zu tragen hat, der ferner die Zahlungen bis zur Wiedereinsetzung ins Amt fortsetzen muß und der obendrein das Vergnügen hat, auch noch denjenigen zu besolden, der an die Stelle des Entlassenen getreten ist. Vorgestern standen nicht weniger als drei Prozesse dieser Art an, alle drei in zweiter Instanz vor dem Obersten Bundesgericht. Der Lotse José Barbosa Pimentel und der Schatzamts-Buchhalter Pedro Rodrigues de Carvalho waren ohne gesetzlichen Grund entlassen worden. Beiden sicherte der Spruch des höchsten Gerichtshofes alle Vorteile ihrer Stellung bis zur Wiedereinsetzung. Der Hauptmann Joaquim Vieira da Silva war pensioniert worden, obwohl er noch nicht das für die Zwangspensionierung vorgeschriebene Alter erreicht hatte. Diese Pensionierung wurde durch das Obertribunal ebenfalls aufgehoben. Wenn es in unserer herrlichen Republik gerecht zginge, dann müßten für den entstandenen Schaden diejenigen aufkommen, die ihn angerichtet haben, also die Minister — oder, da diese verfassungsmäßig nicht verantwortlich sind, der Bundespräsident. Aber weil wir ein Staatswesen bilden, das die Privatdomäne einer Clique ist, muß das Volk die Sünden seiner Machthaber büßen. Und es läßt sich nicht einmal viel dagegen sagen, denn jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.

Mißglückter Schmuggel. Als der Adjutant des Zollwachkapitäns vorgestern die von Marseille eingelaufene italienische Bark „Nera“ visitierte, bemerkte er, daß unter den auf Deck liegenden Segeln fünf Frachtbullen verborgen waren. Er ließ die Segel beiseite räumen und stellte fest, daß

die Ballen die Marke A in einem Dreieck trugen. Im Schiffsmanifest waren die Stücke nicht verzeichnet, weshalb der Zollbeamte den Kapitän zur Rede stellte. Dieser erklärte, daß er keine Almung habe, woher die Ballen kämen und wieso sie sich an Bord befänden. Der Beamte beschlagnahmte das scheinbar auf der Reise aus den Wolken gefallene Gut und ließ es zum Zollamt bringen. Dort stellte sich bei der Oeffnung heraus, daß es sich um Seidengewebe im Werte von mehr als 60 Contos handelte. Der Italiener wird schöne Augen machen, wenn er jetzt als Strafe den doppelten Zoll bezahlen soll, und der Auftraggeber wird nicht minder unangenehm berührt sein, daß ihm auf so schöne Art und Weise seine schönen Stoffe abgenommen wurden. Der lachende Dritte ist der Zollbeamte, der für seine Wachsamkeit die Hälfte der Strafe einstreichen wird, und das ist nicht wenig.

Ein „Conto de vigario“ eigener Art haben die Brüder Luiz Nigro Bagianol und José Nigro Bagianol ausgeheckt. Sie erließen in den Zeitungen pomphafte Anzeigen, der eine unter der Firma River Plate, Rua Uruguayana 144, der andere unter der Firma Academia Artistica e Industrial, Rua Senador Pompeu 185, in denen sie denen, die nicht alle werden, ausgezeichneten Tagesverdienst von 8 bis 10 Milreis versprochen. Den Reflektanten gaben sie einige Unterrichtsstunden in Brandmalerei, wofür 10 Milreis zu entrichten waren, und verkauften ihnen für 60 Milreis das erforderliche Material im realen Werte von 10 Milreis. Dafür versprochen sie, die Arbeiten abzunehmen, die ihre Schüler zu Hause herstellen würden. Wirklich erwarben sie auch die ersten zwei oder drei Arbeiten zum Preise von 1 Milreis pro Stück, lehnten aber die weitere Lieferung ab unter dem Vorgeben, die Arbeiten taugten nichts. Einer der Geprellten laßte sich schließlich ein Herz und ging zur Polizei, die sich angeblich die beiden kunstreichen Brüder genauer ansieht.

Polizei-Schönheiten. Wer vorgestern vormittag um 10 Uhr bei der Kirche des Heiligen Gonçalo an der Praça da Republica vorbeiging, konnte ein erbauliches Schauspiel genießen: eine Gruppe von Straßenjungen erleichterte mit Hilfe eines gebogenen Eisenstückes die Almosenkästen, die vor der Kirche hingen. In einer der belebtesten Gegenden der Stadt, mit großem Straßenbahn- und Autoverkehr, konnte das am hellen Tage geschehen, ohne daß ein Polizist erschienen wäre, um das Treiben der angehenden Einbrecher zu verhindern. Weit und breit war kein Hüter der öffentlichen Sicherheit zu sehen. Dafür erwies sich die Polizei nachmittags auf der Avenida Rio Branco hervorragend schneidig, indem sie ein 65-jähriges Weiblein verhaftete, das dort Lotterielose verkaufte. Die arme Alte hatte zwar ihre Abgabe von 50 Milreis an die Präfektur bezahlt und trug den Gewerbeschein auch bei sich, aber trotzdem mußte sie mit zur Wache. Dort wurde sie einer eingehenden Leibesvisitation unterzogen. Nicht einmal vor der Unterwäsche machten die sittenstrengen Jünger des heiligen Belisario Halt, — offenbar weil ihnen die Reize der Fünfundsechzigjährigen nicht mehr gefährlich werden konnten! Nach Vollzug dieser ebenso zwecklosen wie brutalen Visitation ließen sie die Lösverkäuferin, die bis zur Stunde noch nicht weiß, weshalb sie eigentlich verhaftet wurde, wieder laufen. Nette Zustände!

Einbrecher mit dem Revolver. In der Rua Barão de Mesquita 340 befindet sich ein Milchrestaurant, das sich gestern Nacht zwei Einbrecher zum Felde ihrer Tätigkeit ausersahen hatten. Sie warteten, bis der Geschäftsführer geschlossen hatte

und in sein Zimmer gegangen war und erbrachen dann mit leichter Mühe die Ladentür. Ehe sie jedoch begomen hatten, die Kasse zu revidieren, bemerkte der Geschäftsführer ihre Anwesenheit und schlug Lärm. Die Spitzbuben gaben nun Fersengeld, und als der Geschäftsführer sie verfolgte, schossen sie auf ihn. Die Kugel traf ihn ins rechte Bein und zwang ihn, von der Verfolgung abzusteigen. Der Schuß hatte jedoch einen Kolizisten herbeigelockt, der sich einen Kameraden zur Hilfe holte und den Einbrechern nachsetzte. Es gelang ihnen auch, die beiden einzuholen; als sie aber den einen faßten und überwältigten, schlug der andere den Revolver auf sie an und zwang sie, seinen Gefährten wieder freizulassen. Die Verbrecher suchten alsdann ungehindert und unerkant das Weite.

In der gleichen Nacht wurde im Hause des Dr. Arthur Costa an der Avenida Atlantica eingebrochen, wo der Wellenschlag des Ozeans das Geräusch der „Arbeiter“ übertönte. Erst als sie beutebeladen den Rückzug antraten, wurden sie von den Bediensteten des Hauses bemerkt und verfolgt. Auch hier schützte der Revolver die Verbrecher vor der Verhaftung, denn sie schossen so erfolgreich auf die Bediensteten, daß diese es für geraten fanden, sich in Sicherheit zu bringen. In der Avenida Atlantica ließ sich die Polizei überhaupt nicht sehen.

Heiliger Bureaokratius. Ein würdiges Seitenstück zu dem Vorschlag des verstorbenen Freiherrn Mausehall von Biberstein zum deutschen Staatssekretär des Außen und zu dem Rat an den erwählten Präsidenten der Vereinigten Staaten, seine Kandidatur nicht durch unbedachte Reden zu gefährden — Scherze, die sich hiesige Blätter leisteten —, finden wir im „Diario do Governo“ der glorreichen Republikaner von Lissabon. Dort wird von Gerichts wegen „D. Maria Pia von Savoyen, Exkönigin von Portugal, zuletzt wohnhaft im Ajuda-Palast und gegenwärtig unbekanntes Aufenthalts“ aufgefordert, innerhalb 10 Tagen an die Kasse des Handelsgerichtes 18\$285 Kosten eines Prozesses zu zahlen, in dem sie verurteilt wurde. Anderenfalls soll zur Pfändung geschritten werden. Leider hat D. Maria Pia die Unverfrorenheit geliebt, die Aufforderung des braven republikanischen Gerichtsschreibers nicht in dieser Welt abzuwarten. Wir sind neugierig, wie die Lissaboner Positivisten die Pfändung im Jenseits durchzuführen gedenken. Vielleicht vertrauen sie damit den eidbrüchigen Admiral Reis, der sich in der Revolutionsnacht so vorzeitig erschöß.

Der italienische Gesandte, Baron Romano Avezzana, der dieser Tage von seinem Urlaub zurückkehrte, hat sich von einem Redakteur des „Corriere Italiano“ interviewen lassen. Er erklärte natürlich, daß die italienische Regierung von den freundschaftlichsten Gesinnungen für Brasilien besetzt und daß die augenblicklich schwebende Frage auf den Widerstand des Generalkommissariats für das Auswandererwesen gegen die neue subventionierte Linie zurückzuführen sei. Das System der Subvention verletze das Gesetz über die Auswanderung. Das Dekret Prinetti stehe nicht zur Diskussion und der ausschließlich kommerzielle Charakter der Linie werde nicht bezweifelt. Die in der italienischen und brasilianischen Presse geführte Polemik habe den Gegenstand der Kontroverse verschoben. Wenn nach italienischer Auffassung das System der Subvention das italienische Auswanderungsgesetz verletze, dann muß der rein kommerzielle Charakter der Linie dennoch angezweifelt werden sein. Und außerdem ist die Frage berechtigt, wieso der Gesandte, der doch an den Verhandlungen

gen über den Subventionsvertrag so hervorragenden Anteil hatte, nicht früher auf den Gedanken kam, daß ein Gesetz seines Landes dadurch verletzt werden könnte. Da nicht anzunehmen ist, daß der Baron die italienischen Gesetze, namentlich ein die auswärtigen Beziehungen betreffendes, so schlecht kennt, so bleibt nur die Annahme übrig, daß das Generalkommissariat für das Auswandererwesen den Widerspruch gegen das Gesetz erst ad hoc konstruiert hat.

Die Polizeibrigade. Der Kommandant der Polizeibrigade, Oberst Pessoa, ist konsequent und unerbittlich in seinem Bestreben, die seiner Leitung anvertraute Truppe von ungeeigneten Elementen zu reinigen. Gestern wurde wieder ein Soldat aus der Truppe ausgestoßen und der Zivilpolizei zur Aburteilung überantwortet. Der Betreffende war pflichtwidrig in Zivil ausgegangen, hatte eine Zivilperson angegriffen und seiner Verhaltung hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. In dem Tagesbefehl heißt es: „Ich werde nicht einen Schritt von der Richtlinie weichen, die ich mir für die Aufrechterhaltung der Disziplin gesetzt habe. Die wenigen Soldaten, die in Abweichung von der unserem 4000 Mann bestehenden Korps gesetzten Norm in den Fehlern beharren wollen, die einst die Polizei so verhaßt machten, weil sie gewöhnlich brutal, reizbar und ohne Haltung war, werden mit Notwendigkeit verschwinden. Mit den Disziplinarmaßnahmen und den auf die Unterweisung und auf sorgfältige Auswahl bei der Rekrutierung abzielenden Anordnungen wird die Brigade sich binnen kurzem von diesen Elementen befreien und mit gleichmäßiger Korrektheit die polizeilichen Funktionen ausüben. Schon jetzt läßt das Publikum es nicht an Anerkennung fehlen und spendet der strengen Bestrafung derer Beifall, die sich als unfähig zum Sicherheitsdienst erweisen.“ Der Oberst läßt bekanntlich augenblicklich auch eine strenge Untersuchung über die Razzia in Honorio Gurgel anstellen, bei der Polizeisoldaten beteiligt waren. Diese Untersuchung beweist, daß Herr Pessoa nicht gewillt ist, Rücksichten zu nehmen, denn die Verbrecherjagd ging ja von der Zivilpolizei aus, und Belisario Tavora, der gar keinen Wert auf die Bestrafung seiner Getreuen legt, wird nicht umhin können, aus den Ergebnissen der Untersuchung des Brigadekommandanten ebenfalls Konsequenzen zu ziehen. Solche Leute tun uns bitter not, wenn nicht binnen kurzem alles drunter und drüber gehen soll.

Nochmals die „Sierra Nevada“. Ueber den Dampfer, der in den letzten Tagen die neue Linie des Norddeutschen Lloyd nach Südamerika eröffnete, seien noch folgende Angaben gemacht. Der Dampfer wurde während des Jahres 1912 auf der Werft des „Vulkan“ gebaut. Er hat 9000 Registertons, ist 139 Meter lang, 17 Meter breit und hat einen Tiefgang von 8,20 Meter. Die Besatzung besteht aus 170 Personen. Ebenso wie seine Schwesterschiffe von gleichen Ausmaßen ist er ein Doppelschraubendampfer, der speziell für den Tropendienst erbaut wurde. Er kann 120 Passagiere erster Klasse aufnehmen, für die alle modernen Einrichtungen vorhanden sind: Speisesaal mit Tischen für zwei, drei, fünf und sieben Personen, ein Meisterstück der Innenarchitektur; Rauchsalon, Gesellschaftssaal, Damensalon, Turnhalle usw. Der Gesellschaftssaal ist mit gepolsterten Rohrmöbeln ausgestattet, die mit Recht heute so bevorzugt werden und die sich namentlich für die Tropen empfehlen. Die an den Rauchsalon anstoßende Veranda ist von drei Seiten geschlossen, so daß sie absoluten Windschutz bietet. Die Kabinen sind, wie wir schon gestern hervorhoben, hoch und geräumig, gut

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gestündeste **Verschönerungsmittel für die Haut**, macht das Wasser weich, heilt raube und unreine Haut, macht sie **zart und weiß** und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

ventiliert und alle dem Tageslicht zugänglich. Sie haben Messingbettstellen und fast durchweg Sofas. Außer den Kabinen mit einem Bette gibt es auch solche mit mehreren Betten. In denen mit Oberbett ist dieses in der bei den Pullman-Wagen üblichen Art angeordnet, so daß es bei Tage nicht hinderlich ist. Verschiedene Kabinen sind durch innere Türen miteinander verbunden und können also von Familien bequem benutzt werden, ohne daß der Weg über den äußeren Korridor gemacht zu werden braucht. Natürlich sind auch Luxuskabinen mit eigenem Bad und Salon vorhanden. Das Hauptdeck hat einen geräumigen Spielplatz über die ganze Breite des Schiffes hinweg; von dem Spielplatz aus kann man direkt die Veranda betreten. Dunkelkammer und elegante Badezimmer sind natürlich ebenfalls vorhanden. Die zweite Klasse, die Raum für 80 Passagiere bietet, ist auch sehr gut eingerichtet. Die Kabinen haben zum Teil vier, zum Teil nur zwei Betten. Außer dem Speisesaal ist auch ein Rauchsalon vorhanden, ebenso Badezimmer. Den Passagieren der zweiten Klasse steht ein eigenes Promenadendeck zur Verfügung. Der dritten Klasse, mit Raum für 1450 Passagiere, ist beim Bau die Aufmerksamkeit zugewendet worden, die auch die Zwischendecker verdienen. Die Schlafräume sind hoch und ausgezeichnet ventiliert, auf Deck ist reichlich Platz vorhanden, daß die Passagiere sich frei bewegen können, auch wenn das Schiff voll besetzt ist. Bade- und Toiletträume sind ausreichend vorgesehen und bequem zugänglich. Daß die „Sierra“-Dampfer Kühlräume besitzen, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Die Schiffe sind in acht wasserdichte Schotten geteilt, die von der Kommandobrücke aus durch hydraulischen Druck geschlossen werden können. Mit der das ganze Schiff durchziehenden Feuerlöseanlage ist ein Desinfektionsapparat verbunden. Die Rettungsboote reichen für die Höchstzahl der an Bord befindlichen Personen aus, desgleichen die Schwimmwesten und Rettungsgürtel. Während der Reise wurde wiederholt mit den Booten manövriert, so daß die Mannschaften mit ihren Obliegenheiten im Falle eines Unglückes genau vertraut ist. Die „Sierra“-Dampfer sind nicht nur mit Telefunkenstationen, sondern auch mit Unterwasser-Glockensignalapparaten (man verzeihe das nicht von uns erfundene Wort: mggetüm!) ausgerüstet.

Wir hörten übrigens bei Gelegenheit der Anwesenheit der „Sierra Nevada“, die unter dem Kommando des vielen unserer Leser bekannten Kapitäns Carl Meyer steht, daß es bei den vierzehntägigen Reisen kaum sein Bewenden haben wird, sondern daß die Dampfer der neuen Linie drei Rundreisen monatlich machen sollen. Auch soll der berechtigte Wunsch des Staates São Paulo, daß die Dampfer Santos ebenfalls anlaufen, sobald als möglich erfüllt werden.

Ich werde 500 Dollar an die Leser der „Deutschen Zeitung“, welche krank und leidend sind, verschenken.

Ein Spezialist, aus Amerika, welcher die jetzt berühmte „Behandlung zu Hause“ erfunden hat, offeriert allen Kranken und Leidenden eine grosse Beweis-Behandlung frei.

Damit jedem Leser der Deutschen Zeitung, welcher ärztlicher Behandlung bedarf, die Gelegenheit geboten ist, diese berühmte Medizin zu prüfen, ist der jetzt bekannte Spezialist in den Vordergrund getreten, indem er absolut frei und franko eine grosse Beweis-Behandlung an fünf und ert Personen verschenkt, um die wunderbaren Behauptungen zu beweisen, welche berichtet wurden. Indem der Spezialist diese Offerte machte, sagte er: „Ich weiss, dass es viele Leute gibt, welche schon jahrelang an chronischen Krankheiten litten und schon grosse Summen Geldes verausgabten, um eine Heilung zu erzielen. Ferner weiss ich aus Erfahrung, dass diese Leute sehr vorsichtig sind, welchem Arzt sie sich anvertrauen, denn dieselben haben bereits alle Hoffnung, jemals wieder geheilt zu werden, verloren. Tausende haben mir dies berichtet u. Aber-tausende derselben sagten mir später, dass meine Behandlung sie heilte, nachdem Doktoren und alles andere fehlgeschlagen hatten. Ich wünsche diesen Hoffnungslosen zu zeigen, dass alles, was die Zeitungen über meine Heilmethode und Arzneien sagen, absolut wahr ist. Ich wünsche einer beschränkten Anzahl zu beweisen, ohne Unterschied, an welcher Krankheit sie leiden, wie lange sie schon damit behaftet sind, oder wie entmutigt und niedergeschlagen sie sind, dass meine Behandlung wirklich die wunderbaren Resultate hervorbringt, welche berichtet wurden.“

Leute, welche an Rheumatismus, Nieren, Magen, Leber oder Eingeweidebeschwerden, Katarrh, Bronchitis, Asthma, chronischem Husten, Lungenschwäche, Leidenweh, Hämorrhoiden, Urinbeschwerden, Frauenschwäche irgendwelcher Art leiden, oder schwach, entmutigt, entkräftet oder verzagt sind, werden entzückt sein von der Wirkung einiger Dosen. Diese wundervolle Behandlung wird den Appetit anregen, die Verdauungsgänge anspornen, ihre Tätigkeit so zu ver-richten, als sie es sollten. Dieselbe stärkt auch die Nieren und treibt die Rheumatismus-Bazillen wie durch Zauber aus dem Blute. Dies ist der Grund, warum die Leute so begeistert sind, nachdem sie den Versuch gemacht haben.

Irgend ein Leser der Deutschen Zeitung, der diese ausgezeichnete Medizin versuchen will, welche so viele Aufregungen durch ihre wundervolle Heilungen verursachte, kann absolut frei, eine grosse Beweis-Behandlung bekommen, indem er einfach antenstehenden Kupon ausfüllt, oder seinen Fall, wenn vorgezogen, in eigenen Worten beschreibt und heute noch an Dr. James W. Kidd, Fort Wayne, Ind. U.S.A. sendet. Geld wird nicht angenommen, noch werden Kosten irgend einer Art für sie entstehen.

Da diese Offerte beschränkt ist, sollten Sie sofort schreiben, damit Sie auch eine freie Behandlung erhalten.

Kupon SP 16 — Für die Freie Beweis-Behandlung

Dr. James W. Kidd, Fort Wayne, Indiana, U.S.A.

Bitte senden Sie mir genau wie versprochen die Behandlung nebst Ihrem Hausarztbuch, absolut frei und franko

Name

Postanstalt Staat

Strasse

Alter Wie lange krank?

Wünschen Sie mein spezielles Buch für Männer?

Bezeichnen Sie die Krankheiten, an welchen Sie leiden, mit einem (x) und diejenige, an welcher Sie am meisten leiden mit (xx).

- | | | | |
|---|---|--|--|
| <input type="checkbox"/> Rheumatismus | <input type="checkbox"/> Diarrhoe | <input type="checkbox"/> Herzleiden | <input type="checkbox"/> Unregelm. Perioden |
| <input type="checkbox"/> Leidenweh | <input type="checkbox"/> Träge Leber | <input type="checkbox"/> Unreines Blut | <input type="checkbox"/> Schmerzh. Perioden |
| <input type="checkbox"/> Katarrh | <input type="checkbox"/> Malaria | <input type="checkbox"/> Blutarmut | <input type="checkbox"/> Weissfluss |
| <input type="checkbox"/> Kopfweh | <input type="checkbox"/> Nierenleiden | <input type="checkbox"/> Pickeln | <input type="checkbox"/> Gebärmutt. Verfall |
| <input type="checkbox"/> Neuralgie | <input type="checkbox"/> Blasenleiden | <input type="checkbox"/> Ekzema | <input type="checkbox"/> Heisse Wallungen |
| <input type="checkbox"/> Schwindel | <input type="checkbox"/> Chron. Husten | <input type="checkbox"/> Nervenschwäche | <input type="checkbox"/> Herunterziehende Gefühl |
| <input type="checkbox"/> Magenbeschwerden | <input type="checkbox"/> Asthma | <input type="checkbox"/> Frauenschwäche | |
| <input type="checkbox"/> Unverdaulichkeit | <input type="checkbox"/> Heulieber | <input type="checkbox"/> Mutterleiden | |
| <input type="checkbox"/> Verstopfung | <input type="checkbox"/> Schlechte Zirkulation des Blutes | <input type="checkbox"/> Eierstocksbeschwerden | |
| <input type="checkbox"/> Hämorrhoiden | | | |

Andere Symptome wollen Sie bitte auf separaten Bogen schreiben.



Russische Stimmen über Brasilien.

Zu den Projekten, mit welchen die russische Reichsduma sich noch in der ersten Hälfte dieses Jahres zu befassen haben wird, gehört auch die Schaffung einer direkten Dampferverbindung zwischen der Hafenstadt Odessa und Rio de Janeiro resp. Santos. Es heißt, daß die Regierung des Hrn. Kokonzew sich sehr für die Eröffnung einer solchen interessiere und alles daran setzen wolle, um die Duma für dieses Projekt günstig zu stimmen. Rußland hat an dem Zustandekommen nur ein einseitiges Interesse, Brasilien dagegen ein doppeltes. Die Russen sind zufrieden, wenn sie die Artikel, welche sie jetzt über Deutschland, England oder Oesterreich-Ungarn aus Brasilien importieren, direkt beziehen können; die Brasilianer sind aber daran interessiert, daß die russischen Schiffe, die unsere Waren nach dem Schwarzen Meere bringen, nicht leer zurückkehren, sondern uns jedesmal einige Hunderte tüchtiger Arbeitskräfte mitbringen. Wie das russische Ministerium über die Auswanderung nach Brasilien denkt, ist noch nicht bekannt geworden, denn es hat sich darüber noch nicht ausgesprochen; bekannt ist aber, daß in offiziellen russischen Kreisen gegen diese Auswanderung stark agitiert wird und daß diese Agitation gerade von dem russischen Konsul in Rio de Janeiro ausgeht.

Schon vor einiger Zeit hat der kaiserlich russische Konsul in unserer Bundeshauptstadt das Ergehen russischer Kolonisten in Brasilien zum Gegenstand ausführlicher Berichterstattung gemacht und sich dabei hauptsächlich über den Staat São Paulo abfällig ausgesprochen. Damals wurde er in aller Liebenswürdigkeit auf einige Irrtümer, die in seinem Bericht enthalten waren, aufmerksam gemacht, aber das hat nichts genutzt, denn er hat seine Anklagen wiederholt und sie diesmal auf ganz Brasilien ausgedehnt. Damit hat der Herr Konsul weder seinem Vaterlande noch Brasilien einen Dienst erwiesen, denn auch Rußland profitiert absolut nichts davon, wenn über unsere Republik falsche Informationen verbreitet werden; die Folge der konsularischen Berichterstattung kann nur die sein, daß Leute, die sonst nach Brasilien gekommen wären, sich einem anderen Lande zuwenden, wo sie ein schlechteres Fortkommen finden.

Die Kolonisten in Brasilien könnten sich nur schlecht ernähren, sagt der kaiserliche Konsul und er glaubt jedenfalls, damit gegen unser Land einen sehr berechtigten Vorwurf ausgesprochen zu haben. Daß die russischen Kolonisten in Brasilien nicht immer einen gebratenen Truthahn auf dem Tische haben, ist richtig, aber auch wohl selbstverständlich, denn die Kolonisten sind, wie das auch der Konsul wissen dürfte, keine Großfürsten und keine Grafen, sondern einfache Leute, welchen, wie ein russisches Sprichwort sagt, Brot und Salz die Wangen rötet. Wie es in Rußland mit der Ernährung der arbeitenden Klassen bestellt ist, das wissen wir alle und dazu brauchen wir unsere Kenntnis nicht einmal aus den Schriften des professionellen Elendspropheten Maxim Gorkij zu schöpfen; auch andere Schriftsteller, die minder gehässig sind, als Herr Gorkij, entwerfen Bilder von der in Rußland herrschenden Pauperität, die noch schrecklicher sind als die Behauptung des Konsuls, daß die Kolonisten wurmstichige Bohnen essen müssen. — „Die Beschwerden der Kolonisten finden bei den Autoritäten kein Gehör,“ sagt der Konsul weiter. Er wird jedenfalls imstande sein, seine Behauptung durch die Aufzählung einzelner Fälle zu beweisen.

aber als hochgebildeter Mann muß er wissen, daß Einzelfälle nicht verallgemeinert werden dürfen. Tut man das, dann entsteht ein Zerrbild, das seinem Urheber keine Ehre macht. Wie es in dieser Hinsicht in Rußland aussieht, wissen wir, und dabei brauchen wir nicht einmal an die Broschüre Kropotkins „Die Folterkammer in Riga“ oder an die „Sieben Gehenkten“ von Leon Andrejew zu denken; es genügt schon, wenn wir uns der Veröffentlichungen des Fürsten Urussow erinnern, und wenn der Herr Konsul sich über verschiedene Sachen, die in seinem Vaterlande vorgekommen sind, recht gründlich belehren lassen will, dann können wir ihm das zweibändige Werk „Das unterirdische Rußland“ von Stepnak-Krawttschinski ganz besonders empfehlen. Ist ihm dies konfiszierte Buch nicht zugänglich, dann kann er aus „Rußland und seine Roten“ von F. Fraser oder aus den Dumareden Roditschews und Aljadins reichliche Belehrung schöpfen, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß ein Russe nicht das Recht hat, einem anderen Lande Mangel an Gerechtigkeit vorzuwerfen.

Rußland ist eines der wenigen europäischen Länder, das trotz der ungeheuren Bevölkerungszunahme keiner Auswanderung bedarf, um die Überlastung des Bodens zu verhüten. Das unermeßliche Reich kann noch Hunderte von Millionen mehr ernähren als jetzt, denn Sibirien allein ist bedeutend größer als Brasilien, und dieses sehr fruchtbare Land ist noch fast ganz unbevölkert. Es kann die Bevölkerung von ganz Europa aufnehmen, um doch noch jedem Individuum genügend Ellbogenraum zu belassen. Aber der Konsul weiß ebensogut wie wir, daß es unmöglich ist, den ganzen im europäischen Rußland vorhandenen Menschenüberschuß nach Sibirien zu dirigieren, denn viele, die den Wanderstab ergreifen, zieht es anderswo hin, und so kommt es, daß Tausende und Abertausende von russischen Untertanen anstatt sich Sibirien zuzuwenden, amerikanische Gestade aufsuchen. Wir sagen nicht „Russen“, sondern „russische Untertanen“, was bekanntlich nicht ein und dasselbe ist, denn nicht jeder, der im Lande des Väterchens das Licht der Welt erblickt hat, gehört zum Russenstamme.

Zuerst gingen die russischen Auswanderer fast ausschließlich nach Nordamerika. Mancher hat es zu etwas gebracht, die meisten aber nicht — sie sind Besitzlose geblieben, was sie auch in Rußland waren. In Brasilien ist es anders. Wenn wir uns nicht irren, waren die ersten aus Rußland kommenden Einwanderer Letten. Im Jahre 1889 kam der Lette Dr. Karl Ballod, der gegenwärtig an der Berliner Universität Handelsstatistik vorträgt, nach Brasilien und ließ sich mit seinem Schwager Dr. Peter Sahlits in Rio Novo, Staat Santa Catharina, nieder. Die beiden akademisch gebildeten Männer, die nur die Abenteuerlust nach Brasilien geführt, hielten hier nicht lange aus. Sie kehrten nach Europa zurück. Der eine von ihnen wurde, wie gesagt, Universitätsprofessor in Berlin, der andere Redakteur in Riga, aber beide hatten sie Brasilien richtig gewertet und machten Propaganda. Dr. Sahlits schrieb ein Buch über Südbrasilien und Dr. Ballod lieferte eine Reihe von Artikeln, die eine kleine Anzahl von lettischen Familien zur Auswanderung bewogen. Diese kamen im Jahre 1891 in Brasilien an und ließen sich in Santa Catharina nieder. Die wenigsten von ihnen waren Landwirte; die meisten kamen aus der Handelsstadt Riga, aber alle waren sie harte Leute, die fest anfassen konnten, und die Kolonie ging schnell voran. Nach drei Jahren bereits brachte Rio Novo, dessen Bewohnerschaft aus vierzig und wenigen Familien bestand, für zehn Contos de Reis Speck auf den Markt. Die Leute waren

bereits alle gut situiert und ihre Briefe machten Propaganda in der Heimat, obwohl der Gouverneur von Livland in allen Wirtshäusern und sogar Schulen Warnungen vor Brasilien anschlagen ließ. Nirgendwo auf der ganzen Welt glaubt das Volk einer offiziellen Information so wenig wie in Rußland, denn nirgendwo ist es so wenig davon überzeugt, daß die Regierung sein Bestes wolle, wie in dem heiligen russischen Reich, das wohl gute Konsuln und ausgezeichnete Diplomaten, aber fast nur schlechte Beamte hat. Die im Baltenlande begonnene Propaganda griff auf andere Gouvernements über und im Jahre 1893 kamen schon Einwanderer aus Nowgorod und etliche Jahre später begann die Einwanderung aus Saratow und Samara. Ueber die letzten Jahre ist eine Statistik vorhanden. Nach derselben kamen in Brasilien im Jahre 1908 5781, 1909 5663, 1910 2462 und 1911 13.873 russische Einwanderer an. In dieser Zahl sind auch die Polen eingerechnet, deren Einwanderung gleich der lettischen am Ende der achtziger Jahre begann. Diese Ziffern bedeuten für Rußland, dessen Bevölkerung sich jedes Jahr um mehrere Millionen vermehrt, gar nichts, für Brasilien sind aber diese in den vier Jahren angekommene 36.000 ein sehr erwünschter Bevölkerungszuwachs, denn es handelt sich um Leute, deren Kultur vielleicht wohl fragwürdig sein mag, deren Arbeitslust und Arbeitskraft aber nicht so leicht ihresgleichen findet.

Rußland wirkt anziehend, aber auch abstoßend. Die Balkanvölker schwärmen von dem lieben großen russischen Bruder; in Rußland selbst aber gibt es Menschen und Völker, die ganz im Geheimen den frommen Wunsch hegen, der Teufel möchte diesen großen Bruder holen, und man kann nicht sagen, daß die letzteren den großen Bruder schlechter kennen, als die serbischen und bulgarischen Schwärmer. Diesen Unzufriedenen, die Rußland hassen und so aufrichtig hassen wie die Balkanvölker die Türkei, sollte man nicht mit einem faulen Zauber vor Brasilien Angst machen wollen. Sie mögen nur kommen, denn hier sind sie nützlich, in Rußland aber sind sie gefährlich, denn die russische Regierung hat sie soweit gebracht, daß sogar die sehr friedfertigen Letten eines schönen Tages den Gouverneur Peschkow an die Luft setzten, daß Assars und Maxim in Riga die Republik erklärten und Richard Rose Tukum stürmte, um über den Trümmern der Stadt die rote Flagge wehen zu lassen, und der Herr Konsul, der sie mit falschen Berichten von der Auswanderung abhalten will, sollte an die Worte denken, mit welchen ein dem erschossenen Dr. Olaw gewidmeter Artikel schloß: „Die rote Sonne wird nochmals über Rußland aufgehen und dann werden unter dem ehernen Schritt der Revolution die Paläste in Trümmer sinken, um das degenerierte Geschlecht unter brennendem Schutt zu begraben.“

Dieselben Leute, die gegen Rußland einen unver sömlichen Haß empfinden, einen Haß, wie ihn nur eine jahrhundertlang erduldet Qual entstehen läßt, verhalten sich in Brasilien lamfromm; sie pflanzen hier ihre Bohnen ebenso wie jeder andere auch und murren nicht einmal, wenn die Bohnen etwas wurmstichig sind.

Die Auslassungen des russischen Konsuls sind nicht ohne Antwort geblieben, und diese hat der General Kitajew erteilt, der vor einigen Monaten hier war und der jetzt in der „Nowoje Wremja“ erklärt hat, daß die Kolonisten, die er in Brasilien besucht hat, sehr zufrieden seien. Die Stimme des Generals ist sehr wichtig, denn es ist ein erfahrener, kenntnisreicher Mann, der da spricht. Er hat sich während seines Hierseins wirklich bemüht, mit

seinen Landsleuten in Beziehungen zu treten, was der Herr Konsul vielleicht noch nicht getan hat.

Das Gespenst des Orients

Nicht von dem Gespenst des nahen Orients soll die Rede sein, das den europäischen Frieden augenblicklich gefährdet, auch nicht von dem Gespenst des fernen Ostens, das den Staatsmännern der nordamerikanischen Union schlaflose Nächte verursacht, sondern von dem Gespenst, das vom südlichen Asien aus uns selber bedroht. Es ist die Konkurrenz, die unseren Produkten die Pflanzer der englischen und holländischen Kolonien in Südasiens zu bereiten sich anschicken. Von der Gefahr, die unserer Gummiproduktion aus dem Osten droht, wird seit Jahr und Tag gesprochen. Die Gummilieferanten des Amazonasgebietes wollten nicht daran glauben, solange sie die fabelhaft hohen Preise für ihr Produkt erzielten. Als aber vor zwei Jahren der jähe Preissturz kam, der Amazonas und Pará wirtschaftlich an den Rand des Abgrundes brachte, da konnte man sich auch im Norden der Einsicht nicht mehr verschließen, daß die Tage des Raubbaues gezählt seien. Seitdem hat man eifrig das Problem studiert, und die Bundesregierung hat schließlich mit der sogenannten Gummivalorisation den Versuch unternommen, die Extraktivgewinnung allmählich durch geregelten Anbau zu ersetzen und gleichzeitig durch Herabsetzung der Gewinnungs- und Transportkosten das brasilianische Produkt konkurrenzfähig zu erhalten. Ueber dem Interesse, das dieser Frage entgegengebracht wird, hat man übersehen, daß nicht nur der Gummi von der südasiatischen Konkurrenz bedroht ist, sondern auch der Kaffee.

In Bezug auf den Kaffee ist man in Brasilien, seit die Paulistaner Kaffee-Valorisation so über Erwartung gut gelungen ist, zu zügellosem Optimismus geneigt. Die Produktion der übrigen amerikanischen Kaffeeländer wird ja auf absehbare Zeit nicht wesentlich steigen, wenigstens nicht so, daß die Menge der Zufuhren auf den Markt zu drücken vermöchten, in Afrika ist der Kaffeebau noch wenig entwickelt, und die früher so bedeutende asiatische Konkurrenz schien beseitigt, seit die Hemilea vastatrix die dortigen Pflanzungen vernichtet hatte. Warum also sollte man nicht optimistisch sein? Aber eben in Bezug auf die asiatische Konkurrenz stimmt die Rechnung ganz und gar nicht.

Allerdings hat die Hemilea vastatrix in den Kaffeepflanzungen Ceylons solche Verheerungen angerichtet, daß man sich dort entschloß, den Kaffeebau vollständig aufzugeben. An seine Stelle trat der Anbau des Tees und später des Gummis. Mit welchem Erfolge, das spüren seit langem die Chinesen, deren Anfuhr der Ceylon-Tee in der ganzen angelsächsischen Welt und in den über England ihren Tee beziehenden Ländern eine erfolgreiche Konkurrenz bereitet. Das spüren neuerdings, wie gesagt, auch unsere Nordstaaten, die den Gummi nicht so billig liefern könnten, wie Ceylon (und andere Gebiete Südasiens), selbst wenn sie auf jeden Gewinn verzichten wollten. Von Ceylon wurde das Uebel nach den Inseln von Niederländisch-Indien verschleppt, zunächst nach Java. Auf der sehr fruchtbaren Erde dieser Inseln gedieh die Coffea arabica ausgezeichnet, nicht nur reiche Ernten, sondern auch eine besonders hohe Qualität ergebend. Der Java-Kaffee wird ja noch heute mit am höchsten bewertet. Die holländischen Pflanzer waren nicht geneigt, die Kapitalien, die sie in ihre Kaffeepflanzungen gesteckt hatten, ohne weiteres ver-

loren zu geben, sondern nahmen den Kampf auf. Ihre Bemühungen bewegten sich vor allem in der Richtung, die arabische Varietät durch Kreuzungen mit der liberischen widerstandsfähiger zu machen, ohne die Qualität herabzumindern. Diese kostspieligen Versuche ergaben jedoch nicht das gewünschte Resultat und wurden schließlich aufgegeben, als seit 1898 Brasilien mit seinen riesenhaft anschwellenden Ernten den Markt überschwemmte und die Preise drückte. Die Krise, die infolge dieses Preisrückganges Brasilien selbst in erster Linie heimsuchte, ließ nämlich auch die Preise für Kaffee aus Niederländisch-Indien so sinken, daß der Anbau nicht mehr lohnte, trotz der unvergleichlich niedrigeren Produktionskosten.

Seit aber von der Ernte des Jahres 1909 ab die Preise wieder gestiegen sind, hat sich auch der Unternehmungsgestir der holländischen Pflanzler wieder belebt. Sie gingen aufs neue auf die Suche nach einer Varietät, die geeignet wäre, der Hemilea varstratrix zu widerstehen und wurden auf die Coffea robusta aufmerksam, die in den Urwäldern Zentralafrikas wildwachsend gefunden worden war. Die Anbauversuche, die alsbald sowohl auf Java als auch auf Sumatra und Borneo unternommen wurden, fielen so befriedigend aus, daß die Coffea robusta in großem Umfange zur Anpflanzung gelangte, und heute kann man sagen, daß der fast vernichtete Kaffeebau der Sunda-Inseln von neuem blüht. Bereits sind 213.000 Acres (etwa 50.000 Hektar) mit der Varietät Robusta bedeckt, und in zwei Jahren werden es 300.000 oder nahezu 60.000 Hektar sein. Darauf hat man bei uns bisher nicht geachtet, obwohl die Tatsache der höchsten Beachtung wert ist, wie folgende Gegenüberstellung der Einfuhr und Ausfuhr in Java, Sumatra und Borneo zeigt:

| Jahr | Einfuhr (t) | Ausfuhr (t) |
|------|-------------|-------------|
| 1909 | 2760 | 13.000 |
| 1910 | 3060 | 8.000 |
| 1911 | — | 23.640 |
| 1912 | — | 35.700 |

Die Einfuhr kam aus — Brasilien! An der Ausfuhr war Coffea robusta 1909 mit 630 Tonnen beteiligt, 1911 mit 2600, 1912 mit 16.440 Tonnen. 1914 muß die gegenwärtig angebaute Fläche 100.000 Tonnen ergeben und 1915 150.000 Tonnen. Das sind 2,5 Millionen Sack, also soviel, wie in regulären Jahren die Häfen von Rio, Victoria und Bahia ausführen. Daß diese Vermehrung der Zufuhren, zu denen ja auch noch unsere eigenen neuen Zufuhren aus Paraná usw. kommen werden, auf den Preis drücken muß, ist klar, und es ist klug, sich beizeiten darauf einzurichten.

Dabei ist Südasiens, ebenso wie im Gummibau, uns auch im Kaffeebau bedeutend voraus, weil es ein ebenso billiges und zahlreiches wie arbeitsames und wohl diszipliniertes Arbeitermaterial besitzt, was wir ja bekanntlich nicht sagen können. Zwar wird die Varietät Robusta nicht die vorzügliche Qualitätsware werden, wie der alte Javakaffee, also auch nicht dieselbe Bewertung finden. Aber die ausdauernden und intelligenten Holländer werden sie schon hochzüchten, so daß sie immerhin einen sehr anständigen Durchschnittspreis erzielen wird, der den Sunda-Pflanzern dank den billigen Gestehungskosten auch dann noch Gewinn läßt, wenn wir schon längst wieder mit Verlust arbeiten. Außerdem hat die Varietät den großen Vorteil, sehr frühzeitig zu tragen. Mit 2 Jahren bringt sie schon 40 bis 50 Zentner pro Hektar. Daß sie sehr widerstandsfähig ist, besagt schon ihr Name, und zwar erstreckt sich die Widerstandsfähigkeit sowohl auf tierische und pflanzliche Schädlinge als auch auf die Unter-

schiede und den Wechsel des Klimas. Zuletzt darf man nicht außer acht lassen, daß der Sundakaffee seinen Markt im Mutterlande hat, in Rotterdam und Amsterdam, wo er nur ganz geringe Abgaben zahlt, während unser Kaffee zum Teil sehr hohe Abgaben entrichten muß, ehe er auf den Markt kommt. Auch um diese Zollbeträge ist uns also die neue Konkurrenzware voraus.

Wenn man das alles in Erwägung zieht, so wird man wohl weniger zu unentwegtem Optimismus neigen. Freilich ist auch kein Grund zum Pessimismus vorhanden, denn der Kaffeebau bleibt in Brasilien auch dann noch lohnend, wenn die Preise nicht ganz so hoch sind, wie jetzt. Aber immerhin ist es eine ernste Mahnung, stetig auf die Verbesserung unserer Produktionsmethoden, auf die Hebung der Qualität des Produktes, auf die bessere Organisation des Absatzes und auf die Herabsetzung der Zölle durch Abkommen mit unseren Abnehmerstaaten hinzuwirken.

Nochmals die Italiener-Frage.

Das Problem der italienischen Einwanderung ist so wichtig für Brasilien, daß wir auch an dieser Stelle nochmals darauf zu sprechen kommen müssen. Die Bundesregierung und die Paulistaner Staatsregierung haben geglaubt, die Einwanderung aus Italien erheblich vermehren zu können, wenn eine Schifffahrtslinie bestände, die ausschließlich nach den Häfen Brasiliens verkehrte. Sie schlossen deshalb den bekannten Subventionsvertrag mit den die Südamerikafahrt pflegenden italienischen Reedereien ab. Wir haben den Vertrag aus formellen wie aus sachlichen Bedenken nicht gutgeheißen. Unter den sachlichen Einwänden, die wir erhoben, befand sich auch der, daß die Brasilien unfeindlich gesinnten Kreise Italiens im Verein mit den durch den Vertrag bedrohten Argentinern einen neuen Verdächtigungsfeldzug gegen unser Land inszenieren und versuchen würden, den von den genannten beiden Regierungen erstrebten Erfolg zu vereiteln; denn der Vertrag konnte ja als eine Verletzung des Dekrets Prinetti ausgedeutet werden. Jenes verbietet bekanntlich den Schifffahrtsgesellschaften, solche Auswanderer zu befördern, deren Ueberfahrt ganz oder teilweise von den Bestimmungsländern bezahlt wird. Dieses Verbot sollte umgangen werden, indem man den Schifffahrtsgesellschaften durch Gewährung einer Subvention ermöglichte, die Auswanderer billiger als zu den gewöhnlichen Sätzen zu befördern. Wenigstens konnte der Vertrag so aufgefaßt werden, wenn man eine Handhabe suchte, um die brasilianischen Bemühungen zu vereiteln.

Die Ereignisse haben gezeigt, wie berechtigt unsere Befürchtung war: Die italienische Regierung hat den Dampf der direkten Linie das „Vettore“-Patent verweigert und ihnen damit die Beförderung von Einwanderern unmöglich gemacht. Die italienische Regierung war nicht gehalten, den Subventionsvertrag als eine Verletzung der Auswanderungsgesetzgebung aufzufassen, sondern sie hatte, wie gesagt, nur die Möglichkeit dazu. Daß sie es tat, bedeutet eine entschiedene Unfreundlichkeit gegen Brasilien, um so mehr, als am Abschlusse des Vertrages der bisherige italienische Gesandte in Brasilien, Baron Avezzano, hervorragend mitgewirkt hatte. Als die Verhandlungen begannen, wehte bereits die italienische Flagge über Tripolis, und es war nur noch eine Frage der Zeit, daß Italien seine alten Aspirationen auf den letzten türkischen Besitz in Afrika durchsetzen werde. Damals also war der

gegebene Moment, zu erklären, daß die italienische Regierung eine Belebung der Auswanderung augenblicklich nicht gutheißen könne, da sie den Menschenüberschuß für die Besiedlung der neuen Kolonie zu verwenden gedenke. Und noch als die Verhandlungen bis zum Abschluß gediehen waren, wäre jene Erklärung zur rechten Zeit gekommen. Aber ruhig gestatten, daß der Vertrag perfekt wird, daß der erste Dampfer der neuen Linie abfährt und hinterher erst mit dem Verbot kommen, das ist ein unter befreundeten Staaten wohl noch nicht dagewesenes Vorgehen. Die Unfreundlichkeit des Verfahrens wird noch vermehrt durch einen Begleitumstand, nämlich durch die Brasilienhetze, die wieder in einem großen Teile der italienischen Presse, die „Tribuna“ eingeschlossen, begann, mit einer Plötzlichkeit, die den Eindruck erweckt, als ob dieser in allen auswärtigen Angelegenheiten sehr gut disziplinierten Presse von irgend wöher ein Wink gegeben worden sei.

Vor uns liegt die „Tribuna“ vom 13. Dezember 1912 mit einem Beitrag von Cezarina Lupati, einem Reisebriefe. Die temperamentvolle Dame gibt darin ihrer Freude Ausdruck, daß der Dampfer auf der Rückreise vom La Plata nicht in Santos anlegte. „Infolgedessen fehlten die Rückwanderer aus Brasilien, die die traurige Last von Krankheit und von Elend darstellen, welche die italienischen Schiffe aus dem verbrannten und melancholischen Lande des Kaffees zurückzubringen pflegen. Man sah an Bord keine Gestalten, die von langer Anstrengung unter der brennenden Sonne gebeugt waren, mit abgemagerten Händen und mit Fieberflecken auf der Haut, mit trachomakranken Augen, arme Geschöpfe, die dasselbe Blut haben wie wir und die das Exil zur Sklaverei auf den brasilianischen Fazenden verdammte.“ Und in diesem Tone geht es weiter. Auch die neue Linie wird kritisiert und zum Schlusse die Hoffnung ausgesprochen, daß die italienische Regierung diese Erleichterung der Auswanderung nach Brasilien nicht gestatten werde. „Es wäre sehr traurig, glauben zu müssen, daß das dennoch geschehe. Und die schmerzlichen Folgen dieser nach einem Lande mörderischen Klimas und brutaler Arbeitsausbeutung gefenklen Auswanderung würden laut die Regierung anklagen, die die blinden Massen nicht davor bewahrte. Wir glauben aber, daß unsere Regierung wachsam ist und daß unsere Leute sich nicht wie Arbeitstiere, die folgsam in Leiden und Tod gehen, in jene Gegenden schleppen lassen.“ Dieses gehässige Elaborat erschien, wie gesagt, nicht in einem beliebigen Winkelblättchen, sondern in der „Tribuna“. Für unsere Leser, die mit den Verhältnissen ja vertraut sind, brauchen wir kein Wort darüber zu verlieren. Nur bezüglich der „trachomakranken Augen“ möchten wir bemerken, daß das Trachoma früher in Brasilien unbekannt war und — aus Italien eingeschleppt wurde.

Nicht minder verhetzend äußerte sich das Zentralorgan der sehr einflußreichen italienischen sozialistischen Partei, der „Avanti“, am 11. Dezember. Daß die Sozialisten uns nicht sympathisch gesinnt sind, ist ja nicht weiter verwunderlich, denn die Ausweisung mit der Firma „Anarchisten“ versehener italienischer Sozialisten bei Streikgelegenheiten hat unter den Arbeiterparteien Europas tiefe Verstimmung gegen Brasilien hervorgerufen. Wir haben das jederzeit betont, zuletzt noch bei den Ausweisungen anlässlich des Dockerstreiks in Santos, und haben die Regierung gewarnt, nicht durch eine so schroffe Parteinahme im Kampfe von Interessentengruppen den Zustrom der Einwanderer zu gefährden. Bekanntlich neigen wir zu nichts weniger als zum Sozialismus, so daß unsere, Erwä-

gungen der Gerechtigkeit und der Klugheit entsprungene, Warnung gewiß nicht parteilich war. Das Verhältnis der italienischen Sozialisten, die nach dem Besuche der Vertreter italienischer Arbeitervereine in Brasilien sich offenbar freundlicher zu stellen bereit waren, wird nicht die einzige Folge jener Streikpolitik bleiben. Aber deshalb sind die Auslassungen des „Avanti“ nicht um einen Deut berechtigt. Das Blatt behauptet, die brasilianischen Landwirte seien noch immer ausschließlich auf den Kaffee angewiesen, das Land habe keine genügenden Verkehrswege und könne deshalb auch gar nicht versuchen, zu anderen Kulturen überzugehen. Wer das schreibt, sagt die handgreifliche Unwahrheit. Zu Ehren des „Avanti“ wollen wir annehmen, daß es aus Unwissenheit und nicht aus Bosheit geschieht. Aber auch Unwissenheit ist ein Laster für die Leute, die die öffentliche Meinung fabrizieren wollen. Zum Beweise dafür, wie wenig Brasilien sich als Auswanderungsland empfehle, führt der „Avanti“ die Zahl der Rückwanderer an, deren Heimtransport die italienische Regierung bezahlen mußte. Sie betrug in den ersten 9 Monaten des Jahres 1912 aus Brasilien 1242 von 7219 Rückwanderern, oder 15,81 Prozent, aus Argentinien 2327 von 37.909 Rückwanderern, oder 6 Prozent, aus Nordamerika 3024 von 61.267 Rückwanderern, oder 4 Prozent. Das hört sich freilich schlimm an. Aber man kann die Sache auch anders ansehen, nämlich so: Unter der an und für sich im Vergleich mit Argentinien und Nordamerika geringen Anzahl italienischer Rückwanderer aus Brasilien befanden sich nur 1242, die nichts besaßen, die völlig geseheitert waren; in Argentinien waren die Erwerbsverhältnisse so ungünstig, daß die doppelte Zahl es zu nichts gebracht hatte, und in Nordamerika waren es gar fast dreimal so viele als in Brasilien. Das hört sich grundverschieden an, und bekanntlich ergeben nicht immer die relativen Zahlen das richtige Bild, sondern oft die absoluten. Und die absoluten Zahlen sagen deutlich: Brasilien ist dasjenige amerikanische Einwanderungsland, in dem die meisten Einwanderer lohnende Arbeitsgelegenheit finden. Was die Zahlen wider den Willen des „Avanti“ sagen, das ist auch anderweitig sattsam belegt. Aber das Bild ändert sich noch mehr, wenn man die Zahlen der Auswanderung nach den genannten Ländern zum Vergleich heranzieht. In den ersten 9 Monaten 1911 bzw. 1912 wanderten aus Italien nach

| | 1911 | 1912 | Rückw. 1912 |
|-------------|---------|---------|-------------|
| Brasilien | 7.704 | 16.017 | 7.219 |
| Argentinien | 34.223 | 8.814 | 37.909 |
| Nordamerika | 118.866 | 143.140 | 61.267 |

Wie stellt sich der „Avanti“ zu diesen Zahlen? Und was erwidert er, wenn man nach seinem Beispiel ebenfalls eine Prozentrechnung aufmacht und sagt: Auf 16.017 italienische Einwanderer kamen in Brasilien 1242 unbemittelte Rückwanderer oder 7,7 Prozent, auf 8814 Einwanderer in Argentinien hingegen 2327 unbemittelte Rückwanderer oder 26,4 Prozent? Spricht außerdem nicht schon die Tatsache, daß die italienische Einwanderung in Brasilien sich von einem Jahr zum anderen mehr als verdoppelt hat, während gleichzeitig die in Argentinien auf den vierten Teil zurückging, zugunsten unseres Landes? Tut dasselbe nicht der Umstand, daß Brasilien in dem angeführten Zeitraum einen Uberschuß der Einwanderung über die Rückwanderung hatte, 1911 82 und 1912 9553, während aus Argentinien 1911 10.345 und 1912 sogar 25.981 Italiener mehr auswanderten als einwanderten?

Aber die italienischen Interessen in Brasilien erschöpfen sich nicht in der Einwanderung, sondern



es gibt noch Interessen anderer Art, die es der italienischen Regierung nahe legen sollten, Brasilien nicht geradezu zu provozieren. Und hier treffen wir uns mit einem italienischen Autor, der nie in Brasilien gewesen ist, sondern das Problem der kolonialistischen und kommerziellen Ausdehnung Italiens in unserem Lande rein wissenschaftlich als Nationalökonom auf Grund des ihm vorliegenden Materials studiert hat. Wir meinen den Dr. Pietro Ubaldi, der bei Ermanno Loescher in Rom ein Buch unter dem Titel „L'espansione coloniale e commerciale dell'Italia nel Brasile“ erscheinen ließ. Dr. Ubaldi meint, daß der Handel Italiens mit Brasilien zwar heute noch nicht sehr bedeutend sei und sich nicht mit demjenigen der großen Industrieländer, Deutschland, England, Nordamerika, messen könne. Aber er weist darauf hin, daß Italiens Industrie in den letzten zwei Jahrzehnten sich überraschend entwickelt hat und also auch am Brasilhandel größeren Anteil gewinnen kann. Nach unserer Meinung ist die Ausfuhr Italiens nach Brasilien schon heute keine „Quantité négligeable“ mehr, wie folgende Zahlen beweisen:

| Jahr | Gesamtausfuhr | Davon n. Brasilien |
|------|---------------------|--------------------|
| 1909 | 1.120.123: 737\$000 | 17.265: 276\$000 |
| 1910 | 1.204.964: 892\$000 | 22.737: 605\$000 |

Umgekehrt war Italiens Beteiligung an der Einfuhr aus Brasilien erheblich geringer und zeigte obendrein keine steigende, sondern eine sinkende Tendenz:

| Jahr | Gesamtausfuhr | Dav. n. Italien |
|------|---------------------|-----------------|
| 1909 | 1.016.590: 270\$000 | 8.743: 416\$000 |
| 1910 | 939.413: 449\$000 | 6.339: 902\$000 |

Und das bei einer sehr hohen italienischen Gesamteinfuhr (1909 rund 2.000.000 Contos und 1910 rund 2.100.000 Contos)! Italien ist also offenbar in kommerzieller Beziehung entschieden mehr an einem freundschaftlichen Verhältnis interessiert, als Brasilien. Und das sollten sich auch die italienischen Staatsmänner überlegen, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß man bei uns zu Gegenmaßregeln greift, indem man die Einfuhr aus allen Ländern, die die Auswanderung nach Brasilien erschweren, mit hohen Differentialzöllen belegt. Dann wird die italienische Einfuhr nach Brasilien sofort auf Null sinken, denn unter den Waren, die wir aus Italien beziehen, befindet sich nichts, was wir nicht ebensogut von anderwärts beziehen könnten. Dieser Teil der italienischen Ausfuhr basiert lediglich auf der Gewohnheit der in Brasilien ansässigen Italiener, die begreifliche Weise das Oel, den Wein, die Maschinerien des Mutterlandes bevorzugen, aber sofort davon abließen, wenn die italienischen Waren sich infolge der Zölle wesentlich teurer stellten als die anderer Herkunft.

Wir wollen jedoch hoffen, daß es nicht soweit kommt. Denn Italien kann trotz Tripolis auf absehbare Zeit der überseeischen Auswanderung noch nicht entraten. Das gibt auch Dr. Ubaldi in seinem angeführten Buche zu, denn er sagt ausdrücklich: „Die italienische Auswanderung wird noch eine lange Reihe von Jahren konstant bleiben. Ehe es anders wird, muß sich die ganze soziale Struktur, muß sich die Auffassung vom Familienleben beim Italiener ändern. Der Italiener ist fruchtbar, und das jenseits der Alpen gebräuchliche Zweikindersystem wird in Italien nicht eingeführt werden, solange die italienische Denkart dieselbe bleibt wie heute. Wir müssen uns also darauf einrichten, das Auswanderungsproblem nicht als ein vorübergehendes, sondern als ein dauerndes zu betrachten, als eines der größten Probleme des modernen Italien. Für unseren Bevölkerungsüberschuß drohen sich die Türen der jüngeren und dünner bevölkerten Staaten

zu schließen. Australien und die Vereinigten Staaten erlassen ständig schärfere einschneidende Bestimmungen, und Kanada erscheint augenblicklich wenig für Italiener geeignet. Es bleiben uns also nur die Länder Südamerikas, die nicht nur unserer Einwanderung offen stehen, sondern sich auch für sie eignen.“

Die Einwände, die gegen Brasilien erhoben werden, halten ernsthafter Betrachtung nicht Stand. Schreiber dieses hat ein Jahr lang im äußersten Winkel des Staates S. Paulo, wo die Polizei natürlich nur schwach vertreten war, eine ausgedehnte Kaffeefazenda mit starker italienischer Bevölkerung verwaltet und darf sich also ein Urteil über die Verhältnisse erlauben. Denn in den enger besiedelten und den italienischen Konsulaten näher liegenden Gegenden ist es selbstredend auf keinen Fall schlechter um die Kolonisten bestellt. Nun wohl, es gab weder bei uns noch bei den Nachbarn Trachoma und Malaria, die Leute wurden anständig behandelt und verdienten sehr gut. Es gab mindestens ein halbes Dutzend Italiener, die am Schlusse des Jahres nach Abzug aller Teilzahlungen, die sie erhalten hatten, zwischen 2 und 3 Contos ausbezahlt erhielten. Nebenbei hatten sie aus ihren Pflanzungen auf dem ihnen zur Verfügung gestellten Lande, aus der Schweinezucht usw. auch noch ansehnliche Gewinne gezogen. In der Nähe hatte sich ein ganzes Familiendorf gebildet, Bauern mit Kaffeepflanzungen zwischen 5000 und 20.000 Bäumen. Diese Leute waren sämtlich früher Kolonisten auf Fazenden gewesen und gelangten auf ihren Gütern zu behäbigem Wohlstand. Als der Besitzer der Fazenda, von der ich rede, ein 120 Hektar großes Gut mit prächtigem Wald und 30.000 Kaffeebäumen verkaufen wollte, weil es für die Bewirtschaftung vom Hauptgute aus zu abgelegen war, fanden sich sofort in dem Italienerdorf Reflektanten, die 6, 8 und 9 Contos anzahlen konnten, und einer von ihnen erstand schließlich das Gut gegen Erlegung des Kaufpreises von 14 Contos in bar. Sieht das nach Elend aus? Und es handelt sich nicht etwa um Ausnahmeverhältnisse, sondern wenn die italienischen Konsuln und die Emissäre der italienischen Regierung sich ernstlich bemühen, können sie aus allen Teilen des Staates S. Paulo ähnliche Beispiele erbringen. Ueberhaupt ist es gar nicht möglich, die Kolonisten auf den Fazenden zu brutaler Arbeit zu zwingen. Denn die Leute erhalten eine bestimmte Anzahl Kaffeebäume, deren Höchstzahl sie selbst bestimmen, gegen ein Jahresfixum pro Tausend zur Pflege zugewiesen und müssen sich an der Ernte gegen eine Entschädigung pro Einheitmaß beteiligen. Ob sie viel oder wenig arbeiten, liegt ganz bei ihnen. Natürlich wird der Fazendeiro solche Kolonisten, die die Bäume schlecht pflegen, bei Ablauf des Jahreskontraktes entlassen. Aber das ist in der ganzen Welt nicht anders, und der Unterschied ist nur, daß angesichts des grossen Arbeitermangels in Brasilien der Entlassene sofort wieder anderwärts Beschäftigung findet, während er in Europa oder Nordamerika vielleicht Wochen und Monate lang auf der Straße läge.

Welche Stellung die Italiener im kaufmännischen und gewerblichen Leben nicht nur des Staates S. Paulo, sondern Brasiliens überhaupt einnehmen, ist zu bekannt, als daß es nötig wäre, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Und von der behäbigen Existenz der italienischen Bauern in anderen grossen Italienerstaat Brasiliens, in Rio Grande do Sul, sollte man in Italien nachgerade unterrichtet sein. Auch den bedeutenden Italiener-Siedlungen in Santa Catharina und Espirito Santo geht es gut, gesundheitlich und wirtschaftlich. Die ausgebreitete Presse,

die zahlreichen Schulen und sogar Gymnasien, über die die Italiener in Brasilien verfügen, sind ein weiterer Beweis für ihr Wohlergehen, zugleich ein Beweis dafür, daß die brasilianische Regierung sie mit größter Liberalität gewähren läßt. Auch diejenigen, die von einem Großitalien in Südamerika träumen, haben also, wenn sie gerecht und ehrlich sein wollen, keinen Grund, sich gegen die Auswanderung nach Brasilien aufzulehnen. Aber um die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit scheint es bei dem Verhalten der maßgebenden Kreise und der Meinungsfabrikanten Italiens nicht zum besten bestellt zu sein. Daß auch auf unserer Seite gefehlt worden ist, haben wir schon neulich einmal dargelegt. Verleumderische Artikel müssen mit aufklärenden bekämpft werden, gegen Böswilligkeit muß der Schutz der italienischen Gerichte angerufen werden, nötigenfalls mit der Hilfe einzelner Fazendeiros, die sich durch die gegen den ganzen Stand erhobenen Anschuldigungen beleidigt fühlen, usw. Wenn in dieser Richtung unsererseits systematisch und unermüdlich gearbeitet würde, dann wäre zwar nicht der Politik der italienischen Regierung, wohl aber der Verhetzung der öffentlichen Meinung Italiens ein Ende zu machen. Und das wäre gewiß schon ein Fortschritt zum Bessern, denn augenblicklich ist die Atmosphäre mit Abneigung und Mißtrauen gegen Brasilien geladen.

Buntes Allerlei.

Alaska und Kalifornien. Alaska, mit seinen reichen Bodenschätzen, wird im Laufe der nächsten Jahre für Kalifornien, besonders San Francisco, eine große Rolle im Handelsverkehr spielen. Wie die Uebersicht über die letztjährigen Transaktionen zwischen dem hohen Norden und San Francisco zeigen, haben diese geschäftlichen Beziehungen einen Wertzuwachs von 50 Prozent zu verzeichnen. Nachdem neue Dampfverbindungen zwischen Seattle und dem Puget Sund hergestellt worden sind, scheint San Francisco einzusehen, daß sich auf diesem Wege eine großer Handelsverkehr mit dem Norden entwickeln wird. Entsprechend der schnellen Entwicklung von Nome seit September vorigen Jahres, wird sich in diesem Jahre das Geschäft lebhafter gestalten als je zuvor. Im letzten Jahre hat sich eine Zunahme im Handelsverkehr zwischen San Francisco und Alaska entwickelt, wie sie seit den ersten Tagen der Entdeckung der Goldfelder nicht zu verzeichnen gewesen ist. Schiffsgesellschaften, die mit Nordwestalaska und dem Yukon County im Verkehr stehen, erwarten in diesem Jahre eine Verkehrszunahme von 50 Prozent gegenüber dem letzten Jahr. In derselben Weise wie der Handelsverkehr des hohen Nordens mit San Francisco sich entwickelte, ließen die geschäftlichen Beziehungen mit Seattle nach.

Die Hohenzollern und die Juden. Die in Gegenwart eines kaiserlichen Adjutanten — zuerst wurde ein kaiserlicher Prinz erwartet — unlängst vollzogene Einweihung der neuen Charlottenburger Synagoge ruft die Erinnerung an die verschiedenen Gelegenheiten wach, bei denen Berliner israelitische Gotteshäuser sich der Teilnahme oder des Besuches von Hohenzollern erfreuten. Das älteste Berliner jüdische Gotteshaus nach mehr als hundertjährigem Exil der vom Kurfürsten Johann Georg im Zusammenhang mit der traurigen Lippold-„Affäre“ vertriebenen und vom Großen Kurfürsten wieder aufgenommenen Juden wurde in der Hai-

derenturgasse errichtet, wo es noch heute steht. Das frühere hatte sich in der Rosenstraße befunden und war nach Vertreibung der Juden zum Jägerhaus umgestaltet worden. Kurfürst Friedrich Wilhelm III., später König Friedrich I., schenkte seinen Berliner jüdischen Untertanen zum Ersatz einen Garten in der Schindergasse — später zur Haiderenturgasse umgetauft — zum Neubau eines Bethauses. Nachträglich fügte seine Freigebigkeit die sogenannte Türkenfahne hinzu, die noch jetzt am letzten der großen Feiertage, am Fest der sogenannten Gesetzesfreuden als Vorhang für das Allerheiligste benützt wird. Als Kuriosum verdient noch Erwähnung, daß die Fahne gar nicht türkischen Ursprungs ist, sondern von den Brandenburgern, die dem Kaiser im Kampf gegen die Türken Beistand leisteten, diesen, die sie bereits erobert hatten, wieder entrissen worden sein soll. Daß der erste preußische König sie nicht in der Ruhmeshalle des eben von ihm neu errichteten Zeughauses aufhängte, sondern der Berliner Judenschaft scheute, geschah als Belohnung für die großen Summen, die Juden aufgebracht hatten, damit der König sein, Kaiser Leopold I. für die Verleihung der Königskrone verpfändetes Wort der Hilfeleistung im spanischen Erbfolgekrieg einlösen konnte. So wurden mit jüdischem Geld preussische Truppen angeworben und ausgerüstet, und damit errang der junge Herzog Leopold von Anhalt, der nachmalige „alte Dessauer“, seinen glänzenden Sieg unter den Mauern von Turin, die erste Waffentat des königlich preußischen Heeres. Da nun diese Beisteuer zum Kriege nach altem Wortgebrauch „Türkenpfennig“ hieß, soll nach anderer Version die Fahne lediglich wegen des „Türkenpfennigs“ den Beinamen Türkenfahne erhalten haben. Uebrigens hat sie durchaus nichts Orientalisches an sich. Aber am oberen Rand befindet sich ein alter hebräischer Spruch in lateinischer Uebersetzung: „Inithum sapientiae timor Dei“, darunter deutsch: „In allen Dingen fürchte Gott“. Die feierliche Einweihung des Gotteshauses fand erst unter dem neuen König Friedrich Wilhelm I., unmittelbar nach dessen Thronbesteigung 1712, statt. Der Nachfolger des Soldatenkönigs, Friedrich der Große, stiftete der Synagoge einen goldenen Kronleuchter, und zwar aus besonderer Veranlassung. Er hatte so viel von dem geheimnisvollen Treiben der Juden am Laubhüttenfest gehört, daß er sich dazu entschloß, von einem Nachbarhause aus der Zeremonie zuzuschauen, wie die Juden, in ihre Gebetmäntel gehüllt, vom Innern des Gotteshauses aus mit Palmenzweigen und Paradiesäpfeln in der Hand, altertümliche Melodien singend, einen dreimaligen Umzug in dem angrenzenden Garten unternahmen. Das gefiel dem sonst durchaus nicht gerade judenfreundlichen König so, daß er den Juden seiner Hauptstadt durch ein Geschenk sein königliches Wohlwollen bewies. Aus neuerer Zeit wäre die unter Beteiligung des Königs Wilhelm I. erfolgte Einweihung der Neuen Synagoge in der Oranienburgerstraße im Jahre 1866 zu erwähnen, namentlich aber der Dankgottesdienst in derselben Synagoge im Dezember 1878 anläßlich der glücklichen Genesung des Kaisers von den ihm durch das fluchwürdige Nobiling'sche Attentat beigebrachten Wunden. Damals war es, wo der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich — es war zur Zeit der Hoehflut der neu entstandenen antisemitischen Bewegung — zu dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde, Stadtrat Magenz, den ewig denkwürdigen Ausspruch tat: „Der Antisemitismus ist eine Schmach des Jahrhunderts.“

Mr. Meschugge. Ein Stückchen Berliner Nachtlebens ... In einem großen hallenähnlichen

Restaurant der Friedrichstraße sitzen zechend, schmausend und lärmend hunderte von Menschen. An der Decke glänzen elektrische Glühlichter, kleine Lampen mit diskreten grünen Schirmen oder solche mit herausfordernd gelben stellen auf den Tischen; künstliche Lauben trennen einen Teil des Rammes ab und laden die Pärchen zum Verweilen ein. Die Luft ist so dick, daß man, wie man sagt, sie mit dem Messer schneiden könnte; die bläulichen Zigarren- und die weißlichen Zigarettenwolken lagern in Schwaden um die Glühlichter. Und immer schleppen die Kellner neue Flaschen heran, und immer kommen neue Menschenmassen über die Treppe und begehren Eintritt, obwohl die Kellner und der Geschäftsführer, wenn sie sich an ihn wenden, die Achseln zucken. Ein leerer Tisch ist ein Problem, ein leerer Stuhl ein Almosen, das man gern entgegennimmt. Alle diese Menschen aber, die in dem Riesenraum sitzen und schlemmen, geberden sich ungemein vergnügt und machen den Eindruck, daß sie die Quintessenz irdischer Glückseligkeit gefunden haben. Darum sehen die, die an der Tür stehen bleiben müssen und einen Tisch suchen, so neidisch aus; sie möchten auch an dieser Glückseligkeit teilnehmen, zu der man ihnen den Eintritt so erschwert. Warum sind aber alle diese Menschen so vergnügt? Ist dies die gewöhnliche Nachorgie der Berliner Friedrichstadt, wo die Cafés erst um 4 Uhr morgens schließen, und bei Gesang und Zigeunermusik sich, wie die Reklamen so schön sagen, das „echt weltstädtische“ Leben entfaltet? Nein, das ist es nicht. Das würde auf die erprobten Sumpflüher, die hierher pilgern, keinen Eindruck machen. Sie sind alle so beseligt, weil Mr. Meschugge unter ihnen weilt. Wer ist Mr. Meschugge? Fremdling, der du nach der Stadt der Spree ziehst, du kannst den Mann mit diesem bezaubernden Namen schon auf einer Anzahl Reklamepakete sehen, die in der Nachbarschaft angebracht sind. Du erblickst auf diesen Plakaten eine Art wilden Mann mit dem Haarbush eines Papua-Häuptlings, nur daß er einen Frack trägt, sowie in der Hand einen Fiedelbogen; was im allgemeinen bei den Papuas noch nicht üblich ist. Unter diesem seinem Bild findest du das Wort: „Kolossaler Betrieb bis 5 Uhr morgens.“ Das genügt, um deine Neugierde aufs höchste aufzustacheln. Du gehst die Treppe zu dem oben erwähnten Restaurant hinauf, und dort oben findest du dies Ideal des nächtlichen Berlins. Mr. Meschugge ist ganz einfach ein Kapellmeister, der es auf sich genommen hat, mit diesem verantwortungsvollen Amte die Rolle eines Hanswursts zu vereinigen. Er soll früher ein kleiner Kapellmeister in einem der Theater des Nordens gewesen sein, bis ihn die Friedrichstadt entdeckte, ihm mit einem schönen Namen schmückte und ihn zur Höhe einer Weltstadtattraktion erhob. Mr. Meschugges Hauptvorzüge sind seine Gelenkigkeit und seine langen Haare. Ganz so grotesk wie auf seinen Bildern sieht er nicht aus, aber eine gerötete Nase, ein ungemein bewegliches Mienspiel und die lange über die Schultern fallende Mähne genügen, um seine Komikerbefähigung darzutun. Er ist sehr korrekt gekleidet, mit Frack, weißer Weste und Lackschuhen; im Knopfloch trägt er eine weiße Blume. Er ergreift seinen Taktstock, um vor dem um ihn sitzenden Orchester ein Musikstück zu dirigieren und zugleich die Heiterkeit von sechshundert Menschen zu erwecken. Das erstere ist nicht schwer, aber auch das zweite bringt er fertig. Er kräht, brüllt und schwingt sich auf dem Absatze herum, daß seine Haare um ihn fliegen wie ein Radmantel. Er springt auf einmal auf einen Paukenschlag in die Höhe wie aus der Kanone geschossen, und er macht Verbeugungen,

daß seine Haare die Erde fegen. Er setzt ab und hält komische Anreden an sein Publikum oder er parodiert krächzend seine eigenen Musikstücke. Und jedesmal schreit die Menge vor Vergnügen, jubelt über seine dümmsten Einfälle und trinkt ihm zu. Der Geist allgemeiner Bezechtheit, der durch den Saal geht, wirkt ansteckend; Leute, die nüchtern eintreten, und sich kopfschüttelnd über den Blödsinn an einen Tisch setzen, schreiben nach einiger Zeit selbst mit und stimmen in die Chorgesänge ein, die aus unentgeltlich verteilten Liederbüchern gesungen werden. Da begreift man erst, was hier vor sich geht, nicht Mr. Meschugge ist der Verrückte, sondern sein Publikum, und daß es diesen Prozeß des „Meschugge-Werdens“ mit solchem sichtlichem Vergnügen auf sich nimmt, zeigt, welche feiner und tiefer Geist hier auf dem Podium seine Sprünge macht. Daß man die Menschen verrückt machen muß, ehe man sie glücklich macht, wird man schon vor Mr. Meschugge gefunden haben, aber klug ist der Mann, der sich dafür bezahlen läßt und seinen Lohn zu Lebzeiten einheimst. Die nie erlöschenden Lichter des nächtlichen Berlins haben schon wunderliche Pflanzen gesehen, eine der wunderbarsten ist Mr. Meschugge, der Mann mit der tiefen Menschenkenntnis und dem noch tieferen Haarbush.

Das Recht, die Nebenbuhlerin zu töten. So muß man das Verdikt nennen, das die Pariser Geschworenen unlängst gefällt haben und durch das sie Mme. Robert Bloch, eine Schriftstellerin, freigesprochen haben, die ihre Nebenbuhlerin, die Amerikanerin Mrs. Minnie Bridgeman, getötet hat, um ihre Frauenehre zu rächen und ihren Gatten sich wieder zu erobern. Die Sympathien der Geschworenenbank und in dem dicht mit einem eleganten Publikum gefüllten Saal waren ganz auf der Seite der Angeklagten, und sogar der Staatsanwalt erörterte seine Anklage in einer merkwürdig milden Sprache. Die Vorgeschichte dieser Ehe tragödie, über die schon seinerzeit berichtet wurde, war folgende: Herr Bloch hatte Mrs. Bridgeman in einem Eisenbahncoupé kennen gelernt, und bald wurden ihre Beziehungen herzlicher Natur. Jahrelang setzte er dieses Verhältnis fort, bis seine Gattin es endlich entdeckte. Er gestand seine Beziehungen unumwunden ein, und als ihn seine Frau bat, es zu lösen, versprach er ihr, seine Verbindung mit Mrs. Bridgeman abzubrechen und gestattete der Gattin, dies selbst seiner Geliebten mitzuteilen. Mme. Bloch begab sich in die von ihrem Manne der Frau Bridgeman gemietete Wohnung und die Szenen, die sich hier abspielten, waren peinlicher Natur. Die Amerikanerin erklärte rund heraus, daß sie alles, was in ihrer Macht sei, tun werde, ihren Geliebten nicht zu verlieren. Die Französin beschwor sie, ihr ihren Gatten, den Kindern den Vater zurückzugeben. Herr Bloch selbst setzte trotz seines Versprechens sein Verhältnis fort. Zu drei verschiedenen Malen suchte die Frau ihre Rivalin auf und bat sie, von ihrem Gatten abzulassen, bis sie, zur Verzweiflung getrieben, eines Tages in die Wohnung der Bridgeman drang und ihr mehrere Kugeln in den Kopf jagte. Dann verließ sie das Haus, rief einen Wachmann an und ließ sich auf die Polizei bringen. Mme. Bloch hat sich vor Gericht in außerordentlich temperamentvoller und wirkungsvoller Weise verteidigt. Ihre schwarzen Augen glühten, als sie ausrief: „Sie ist schuld, daß die Ruhe meines Hauses gestört worden ist! Sie hatte meinen Platz im Herzen meines Mannes eingenommen und beraubte meine zwei kleinen Kinder ihres Vaters. Ich habe nur einen Mann in meinem Leben geliebt und dies ist mein Gatte, und ich liebe ihn noch immer. Ich tötete

sie, um meine Liebe und die Ehre meines Hauses zu reiten.“ Die Geschworenen sprachen Frau Bloch, wie erwähnt, frei.

Der Tod der Walewska. In Paris starb jüngst im Alter von fast neunzig Jahren eine Frau, die am Hofe Napoleons III. als prächtiger Stern gestrahlt, seit dem Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs aber ein recht bescheidenes Leben geführt hatte: die Gräfin Walewska, kurzweg die Walewska genannt. Seit Jahrzehnten bewohnte sie ein paar Zimmer in einem der vornehmeren Pariser Hotels; hier lebte sie von den Erinnerungen an die großen Ereignisse, an welchen sie teilgenommen hatte, und an die tragischen Schicksalsschläge, die innerhalb weniger Monate ihre ganze stolze Größe zunichte gemacht hatten. Sie war in erster Ehe mit einem der hervorragendsten Männer der napoleonischen Zeit, dem Grafen Walewski, der Minister des Aeussern und dann Parlamentspräsident war, verheiratet gewesen. Graf Walewski leitete auch den Pariser Kongreß von 1856, da er damals nicht bloß in Frankreich, sondern auch im übrigen Europa für eine diplomatische Größe gehalten wurde. Ein Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, ließ er sich für kurze Zeit vom Zauber des Theaters ungarnen: er wurde dramatischer Dichter, und es wurde ihm in seiner Stellung nicht schwer, sein Erstlingsdrama „Die Schule der Welt“ im Odeon zur Aufführung bringen zu lassen; und das Stück hatte sogar Erfolg. Graf Walewski war von kaiserlichem Geblüt; war er doch der Sohn Napoleons I. und der schönen Polin Maria Walewska, der Gattin des Anastasius Colonna Walewski zu Walewie. In leidenschaftlicher Liebe war der Graf der Tragödin Rachel zusetzen, aber seine Liebe wurde nicht erwidert. Das stimmte ihn so mißmutig, daß er „aus Aerger“ die erste beste Frau, die ihm in der Gesellschaft begegnete, zu heiraten beschloß; diese Frau (die jetzt verstorbene Greisin) war die florentinische Gräfin de Ricci, die in der Folge zwar nicht ganz so großen politischen Einfluß hatte wie ihre Landsmännin, die Gräfin Castiglione, aber ihrem Gatten immerhin eine hervorragende Helferin und Mitarbeiterin wurde und sich der besonderen Achtung und Freundschaft der Kaiserin Eugenie erfreute. Die Walewska war immer eine entschiedene Gegnerin der italienischen Einheitspolitik Cavour's: der große piemontesische Staatsmann, der alle Treibereien und Ränke des napoleonischen Hofes kannte, sagte mehr als einmal, daß er die Gräfin Walewska mehr fürchte als irgendeine andere Frau am Hofe des Kaisers. Es gilt als sicher, daß sie viele Jahre hindurch in ausgezeichneten Beziehungen zum Vatikan stand, und wie die Castiglione die treue Vermittlerin zwischen Napoleon und Cavour war, war sie es zwischen Pius IX. und der Kaiserin Eugenie. Die Walewska war eine der wenigen Damen der Hofgesellschaft, die im Schreckensjahre 1870 in Paris blieben und den Untergang des prunkvollen Kaiserreiches mitansahen, ohne sich in ihren Lebensgewohnheiten stören zu lassen. Sie heiratete nach dem Tode ihres Gatten in zweiter Ehe den Grafen d'Alessandro di Sant'Adriano, einen sizilischen Edelmann, und eröffnete einen politischen und diplomatischen „Salon“. Aber es war ein Eintagsglanz, und die Gräfin mußte, nachdem die Pracht und die Herrlichkeit des Kaiserreiches verflogen waren, bescheiden in den Hintergrund treten. Aus ihrer ersten Ehe stammten ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Graf Walewski, hatte die diplomatische Laufbahn eingeschlagen; beim Ausbruch des Krieges schied er jedoch aus dem Staatsdienste aus, um sich für das Heer anwerben zu lassen. Nach dem Kriege blieb er Militär und

erreichte schließlich den Rang eines Oberstleutnants. Nachdem er den Abschied genommen hatte, widmete er sich dem Bankfach, und der Enkelsohn des großen Napoleon ist heute Direktor des Crédit Lyonnais. Die Beerdigung der Walewska war einfach und doch imponierend; dem Sarge folgten zahlreiche Vertreter der vornehmsten Familien der Kaiserzeit, unter ihnen auch ein Vertreter der greisen Kaiserin Eugenie . . .

Zur Trinkgelderfrage. Der Trinkgelderfrage hat in Koblenzer Zeitungen ein Jurist eine ganz neue Seite abgewonnen. Er meint, da der Kellner die Speisen und Getränke bar oder durch Gutscheine bezahlen und für sich den Betrag wieder von den Gästen einziehen müsse und vom Wirt keinen Lohn erhalte, sei er eigentlich gar nicht Bediensteter des Wirtes, sondern ein selbständiger Transportunternehmer, der die gewünschten Speisen oder Getränke vom Wirt zum Gast hinliefere. Hierfür könne er Bezahlung verlangen „wie jeder Rollfuhrmann“, der die Waren vom Bahnhof zu den Häusern bringe. Es sei unrecht, daß der Rechtsanspruch auf Bezahlung von geforderten und geleisteten Diensten in Form von Trinkgeld geführt werden solle. Vielmehr müßten die Wirte durch Anschlag in ihren Räumen und Aufdruck in den Preisverzeichnissen bekannt machen, daß die Gäste für den „Transport“ der Speisen und Getränke an den Kellner einen bestimmten Betrag zu zahlen hätten. Dann habe der Kellner einen Rechtsanspruch darauf, den der Gast zahlen müsse. Damit sei für die Kellner das Unangenehme beseitigt, daß sie ihren Lebensunterhalt durch Trinkgelder, also mehr oder weniger ein Almosen, bestreiten müßten. Das klinge noch gerade, daß die Besoldung der Kellner den Gästen geradezu aufgezwungen würde. Ein Schritt weiter wäre dann nur, daß die Käufer z. B. auch in den großen Konfektionshäusern, Warenhäusern und anderen Läden die bedienenden Angestellten bezahlen müßten, weil diese ebenfalls Gutscheine ausstellen und nach der erwähnten Auffassung Transportunternehmer wären, die die gewünschten Gegenstände dem Käufer zubringen und vorlegen. Gerade weil der Wirt, da der Kellner für alle entnommenen Speisen und Getränke durch bares Geld, Gutscheine oder Wertmarken aufzukommen hat, keinen Pfennig verliert, sondern alles bis auf den letzten Pfennig hereinbekommt, sollte er die Kellner angemessen bezahlen und dies nicht, entgegen dem gesunden Menschenverstande, den Gästen überlassen. Denn die Kellner sind doch zu seiner eigenen Entlastung und Unterstützung da, es ist daher nichts natürlicher, als daß er sie dafür selbst auch entschädigt. Der Vergleich mit den Rollfuhrleuten ist so unglücklich wie möglich, man sieht aber, zu welchen verdrehten Ansichten die Trinkgelderfrage verleitet. Übrigens, warum müssen die Kellner unbedingt 5000, 6000 und noch mehr Mark Einkommen haben? Bei wie vielen strebsamen, tüchtigen Männern, die etwas gelernt haben, ist dies sonst der Fall?

Schlau. „Geh', Alte leg' die Rechnung da ein biß'l unter das Riechkissen von unser'm Zimmerfräulein!“ . . . „Ja, aber zu was denn?“ — „Ganz einfach, damit s' der Baron für ein Billetdoux hält und nicht wieder ungelesen in den Papierkorb wirft!“

Immer praktisch. Gatte: „Das Leben mit dir ist nicht zu ertragen; ich hätte wahrhaftig Lust mich ins Wasser zu stürzen.“ — Gattin: „Dann kannst du halten wie du willst, aber sei so gut und zieh dir deine alten Sachen an.“



Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

Fest, mit beiden Händen packte der Gepeinigte die Sofalehne, als müßte er sich festklammern, auf daß er nicht auf und davon liefe vor sich selber. Und stoßweise quoll aus seiner Brust, was darin wühlte, bohnte, brannte und fraß seit Jahren und Jahren.

Als er aber seine doppelte Schuld restlos offenbart, nichts dabei verschleiert und nichts beschönigt hatte, sah er in seiner Schwägerin stilles, glattes Gesicht und staunte noch einmal in seinen Erdentagen über die Wunder und Rätsel des Frauenherzens — zum letztenmal. Denn kein Entsetzen über seine Tat, kein Absehen vor ihm — ja nicht einmal ein starkes Belremden über das Ungeheure, was er da eben gebeichtet, sprach aus den jugendlich rosigen Zügen der Frau, die entweder Jahre, noch Enttäuschungen, noch Sorgen merklich altern machen konnten. Flüchtig nur fuhr sie sich mit zwei Fingern über die Stirn, durch die ein paar schmale Falten ihre rasch vergängliche Spur zogen . . .

„Mein Gott . . . wenn ich's richtig überlege . . . das alles hätt' ich mir wohl längst selbst zusammenreimen müssen. Ich hab' auch wohl manchmal angefangen damit, die Gedanken aber immer gleich wieder weggejagt: Ach, bilde dir doch nicht so 'was ein, solche Dummheiten! Und nun ist es doch wahr! Also so lieb hast Du mich gehabt — schon damals — so lieb? Ach Du . . .!“

Dicht vor dem frühe zum Greis gewordenen und doch immer noch begehrten Manne saß sie auf ihrem Stuhl, aufrecht mit dem Rücken an der Lehne, die weißen, gepflegten Hände lose im Schoß. Ruhig, fast wohligh atmete ihre Brust, und ein leises Lächeln huschte über ihre großen, blauen, selbst jetzt noch ein wenig kalt und selbstgefällig blickenden Augen, um ihren kleinen, feingeschnittenen Mund.

Dem Doktorbauer aber war es, als müßte nun, da er sich endlich von unerträglicher Last befreit hatte, der karge Rest seiner aufs äußerste angespannten Lebenskraft von ihm weichen. Vornüber sank der zerrissene, aus schwerer Seelenwunde blutende Mann, bis seine Stirne einen Halt an der Tischkante fand; und ein Schluchzen, wie es Kinder befällt, ein heißes, wildes Schluchzen begann seinen ermatteten Körper wie mit harten Fäusten zu schüttern. Und doch: Erleichterung, Erleichterung . . .

Sacht und sanft ließ Frau Marie Reinhardt ihre weiche Hand über des Selbnehzenden graues Haar gleiten. War es Zärtlichkeit, Liebe? Oder streichelt der Mensch so ein Lasttier, mitleidig, erbarmungsvoll, weil es sich über die Maßen angestrengt hat in seinem Dienste?

„Weshalb hast Du Dir nicht längst zu dem Geständnis ein Herz gefaßt, Jörg? Weshalb hast Du die Last still mit Dir herumgeschleppt solange? Das wußtest Du doch . . . das mußttest Du doch gemerkt haben, daß auch ich Dich schon damals lieb hatte — schon damals! Du hättest Dir das Leben viel leichter gemacht, hättest Du mir's damals gleich auf der Stelle gesagt, gleich. Ich hätte Dich doch nicht verraten . . . um keinen Preis der Welt hätt' ich Dich verraten!“

„Und Gottfried? . . . Gottfried?“ klang es wie aus dunkler Tiefe.

„Ja Gottfried! Gewiß ist es schrecklich, daß er die schwere Zeit hat durchmachen müssen. Aber er hat doch nun alles glücklich überstanden . . . Und

wär's denn etwa besser, er hätte anstatt für Dich für irgend einen Fremden leiden müssen?“

„Aber jetzt . . . heute und morgen . . . solange er lebt?“

„Ach, es sind ja doch die Sorgen, die Geldsorgen, die ihn so verbittern. Und wenn er die erst hinter sich hat . . . Vielleicht, daß er diesen Sommer eine recht gute Ernte macht, oder daß er wirklich Land verkauft an die neue Gesellschaft, von der die Zeitungen schreiben . . .“

„Wozu Dich und mich belügen, Marie? Das Zuehthaus . . . die verlorenen Jahre . . . die Schande, die er nicht loswerden kann — Das ist's worüber er nicht wegkommt, woran er schließlich zerbrechen wird. Oft seh' ich hinter seinem Blick den Verdaecht lauern, oft hör' ich hinter dem Ton seiner Stimme eine Ahnung der Wahrheit drohen. Und ich irre mich nicht. Es ist nicht nur das böse Gewissen, das mich das fühlen läßt . . .“

„Nein, nein, Jörg; nein, nein!“ In heller Angst sprang es von ihren Lippen; und auch aus ihren Augen schoß die fahle Flamme der Angst.

„Doeh, doch, Marie! Warum nahm er keine Hilfe an von mir — im April, als er das Geld zu den Zinsen nicht zusammenhatte? Warum belog er mich? Und ging dann hin und verkaufte das Jungvieh! Warum?“

„Weil er stolz ist und eigensinnig, wie sein Vater.“

„Wär's nicht das beste, Marie, ich ließe ihn herufen . . . gleich . . . und sagte ihm alles?“ . . .

Da packte die Frau mit hartem Griff seinen Arm.

„Bist Du von Sinnen? Denkst Du gar nicht an mich? Willst Du mich der Schande preisgeben vor ihm? Mich, seine Mutter? Du sagst, er hätte Verdaecht, jetzt schon! So wird er auch glauben, daß ich mit Dir im Bunde war in jener Nacht . . . und niemals wird er sich's ansprechen lassen, nicht von Dir und nicht von mir. Und wenn er dann hingelut in seinem Zorn, — ist er nicht in allem wie sein Vater: . . . biegen oder brechen? — soll ich zum Spott werden vor dem ganzen Dorf, vor der ganzen Welt? . . . Etwa selbst neben Dir auf der Anklagebank sitzen? Und auch Du . . . nicht einmal die Untersuchungshaft würdest Du überstehen, so ganz von Kräften, wie Du bist! Sei doch vernünftig, Jörg!“ — wieder glitt ihre weiche Hand leise über sein graues Haupt — „Ist's nicht genug, daß einer die Schuld büßen mußte, die doch gar keine Schuld ist? Denn das mußt Du doch fühlen: das war nichts Unrechtes, was Du getan hast! Notwehr — nichts weiter! Und wenn wirklich noch was anderes mitsprach, so doch nur, daß Du mich lieb hattest, daß Du mich freimachen wolltest. Jörg! Jörg! Nimm's doch, wie's um einmal ist! Denk doch an Dich und mich! Laß mich bei Dir! Ja, laß mich bei Dir! Ich helf' Dir weg über Gram und Kummer . . . über alles! Pflegen will ich Dich, bis Du wieder gesund und froh bist. Mein Gott . . . Du bist doch noch so jung . . . Du wirst schon drüber wegkommen. Ja . . . mögen die Leute sagen, was sie wollen, ich bleibe bei Dir . . . ich bin doch die Nächste dazu, bei Dir zu bleiben und Dich wieder gesund zu pflegen.“

Sacht beugte sie sich nieder, lehnte ihren weichen, vollen Arm um seine eekigen, mageren Schultern. Er aber wehrte sie von sich ab, nahm noch einmal alle Kraft zusammen, richtete sich auf.

„Niemals, Marie, niemals! Ich hab' Dich lieb geliebt — ja — wie lieb! Hab' Dich wohl auch jetzt noch lieb. Weiß ich's denn selber? Aber ich hab' mein Anrecht an Dich verloren. Ich hab' nicht warten können, bis mir das Schicksal das Glück, nach dem mich so sehr hungerte, freiwillig gab. Steh-

ien hab' ichs mir wollen — stehlen! Und der Wille zur Sünde wiegt so schwer, wie die Sünde selbst. Nun muß ich's büßen bis zu Ende . . .“

Und wieder sank er schlaff und ratlos in sich zusammen

Längst hatte es vom Kirchturm her Mittag geläutet; nur die beiden in dem dumpfen, schwülen Zimmer hatten es nicht gehört, obgleich das Fenster nach Vorgarten und Straße hin weit offen stand.

Da aber nun mitten in das lange Schweigen hinein, in das sie verfallen waren, draußen von den Steinfliesen des Flures her ein starker, fester Männer-schritt klang und daß gleich darauf eine starke, feste Hand die Türklinke niederdrückte, das hörten sie und erschrecken; und rasch floh Frau Marie vom Sofa weg zum offenen Fenster hin — wenn sie sich auch nachher überlegte: dumm bist Du gewesen! Jörgs Hand hättest Du fest in die Deine nehmen — mit dem Eintretenden zugleich den widerspenstigen Gewissenskrämer selbst überrumpeln sollen . . .

Gottfried stand auf der Schwelle, staubbedeckt, in Schweiß gebadet, wie er von der heißen Feldarbeit heimgekommen war.

Gleich, als er von den Leuten auf der Straße vernommen, was sich zugetragen, hatte ihn der Argwohn schon wieder in seinen Krallen gehabt. Herrgott, wenn der Onkel stürbe! Was hat er so Geheimnisvolles mit der Mutter zu reden — gerade mit ihr? Und stärker packte ihn der schlimme Argwohn, als er nun vor den beiden Menschen stand, die — der eine da — — der andere dort — so weit ab voneinander, so gemacht weit ab — regungslos und befangen in Schweigen verharrten. Die Mutter im hellen Frühlingskleid dort am Fenster, wie an den Fleck gebannt! War das die Art, auf die Krankenpflegerinnen sich nützlich zu machen suchten?

„Ich höre, Dir sei ein Unfall zugestoßen. Onkel!“ leiser kam es heraus.

„Es ist schon wieder besser.“ antwortete die Mutter an des Leidenden statt, ehe noch die Frage verklungen war.

Gottfrieds Augen hefteten sich fest auf des Doktorbauers ermattetes, tolblasses Gesicht.

„Wie Du aussiehst . . . lieber Himmel! Wie ein Siebzigjähriger, der auf dem letzten Loch pfeift. Was fehlt Dir denn eigentlich in aller Welt? Was nimmst Dich denn nur so mit?“

Von dem Röchelnden flog sein forschender Blick wieder zum Fenster hin zu der Frau, die dort im schönen Ebenmaß ihrer blühenden Gestalt noch immer regungslos, wie ein Bild im Rahmen, stand. Da gewahrte auch Frau Marie Reinhardt, daß auf ihres Sohnes düsterer Stirn der Verdacht lauerte, sprunghaft. Und da erblaßte auch sie.

„Das möchte ich wirklich wissen, was einen Mann wie Dich so umwerfen kann . . . Reinhardt'sches Blut und Reinhardt'sche Knochen in Deinen Jahren.“ Der Strahl der großen, hellen Augen lag schon wieder auf dem verfallenen, graubärtigen Männerantlitz.

Und von diesem bohrenden, suchenden Strahl wie von einem grellen, unerträglich hellen Licht geblendet, fühlte der Doktorbauer, daß er irgend etwas antworten mußte . . . irgend etwas! Die Wahrheit? Stände nur dort nicht die Frau . . . die Frau in dem lichten Kleid! Schuldlos ist sie und seine Mutter! Und doch würde er, ihr Sohn, nie an ihre Schuldlosigkeit glauben . . . nie! Und wenn du mit Engelszungen redetest, nie . . . nie!

Gottfried ruckte mit den Schultern; die Falten auf seiner Stirn gruben sich tiefer ein, finsterner, drohender.

„Du willst es mir wohl nicht sagen, was Dir

fehlt — — kannst es vielleicht auch nicht. Aber meiner Mutter hast Du es doch wohl gesagt . . .“

Die Frau am Fenster wurde noch um einen Schein blasser. Gern wäre sie für den Hilflosen da auf dem Sofa mit einer Ausrede eingesprungen; aber der Kopf war hohl und leer, wie ausgebrannt, und die Zunge starr und lahm.

Da riß der Doktorbauer sich endlich zusammen und sagte, was ihm gerade als rettende Ausflucht das fiebernde Hirn durchzuckte:

„Ich habe schlimme Nachrichten . . . von Fritz. Er verlegt sich jetzt darauf — durch unsaubere Geldgeschäfte — Unglück und Gram — in noch weitere Kreise zu bringen als bisher . . . Er verlegt sich darauf . . .“ Mit einem dumpfen Stöhnen brach er ab.

Sollte es denn nie ein Ende nehmen, das Lügen, das verdammte? Ein Feigling bist du, ein Feigling, matt und schlaff an Leib und Seele. Und der Feigling stolpert von einer Lüge zur anderen, bis er mit der letzten ins Grab sinkt . . .

„So so . . . von Fritz! Schlimme Nachrichten! Also das ist es . . . doch! Ich dachte erst . . .“

Du bist ja von Sinnen! Bezwinde dich! Sprich sie nicht aus, die ungeheure Schmähung, die eine Mauer zwischen dir und diesen beiden da aufbaue würde . . . eine müßersteigbare Mauer für immer.

Gottfried würgte und schluckte. Sein Blick glitt zu Boden, der Kopf sank ihm auf die Brust. Von Sinnen bist du, von Sinnen!

„Ja, dann will ich nur wieder . . . die Arbeit . . . Gute Besserung!“

Er stürzte hinaus. Aber schon auf dem Flur hatte der Verdacht ihn wieder am Halse.

Ausrede! Faule Ausrede! Alles, alles! Es war! Es ist! Die Schuld zerbricht ihn, das böse Gewissen reißt ihn zu Boden! . . . Aber die Mutter steht doch aufrecht, jung und stolz. Sie kann doch nicht mitschuldig sein, kann doch nicht! . . . Doch, sie ist mitschuldig! Warum stand sie so stumm? Warum wurde sie so blaß?

Wie ein Trunkener stolperte er über die Straße seinem Hause zu. Was soll daraus werden? Wie soll das enden? Narr du, warum hast du sie nicht gefragt? Warum nicht? . . . Es ist dein gutes Recht, dein Erdenrecht! Wehre dich . . . wehre dich! Auch gegen deine Mutter!

Die Tür war kaum hinter Gottfried ins Schloß gefallen, da stürzte Frau Marie Reinhardt auf den Doktorbauer zu, faßte ihn an den Händen, packte ihn an den Schultern.

„Ja, Du hattest recht! Er ahnt es, das Fürchterliche! Gott, was soll ich nur tun? Ich flehe Dich an . . . versprich mir, schwöre mir, daß Du ihm nie die Wahrheit sagen wirst, auch dann nicht, wenn er Dich eines Tages fragen sollte. Und er wird Dich fragen . . . Versprich mir . . .“

„Ich kann Dir das nicht versprechen, Marie. Ich bin so haltlos in mir . . . Ich weiß nicht, was heute abend sein wird, geschweige denn morgen. Sterben möchte ich und fühle doch, daß ich leben muß, bis Gottfried die Wahrheit weiß. Ach . . . wie oft hab' ich mich gefragt in meinem Leben; Was ist Gott? Ist Gott das Schicksal, das als düstere Wolke über uns hängt, oder ist Gott der Wille zum Guten in unserer Brust, der uns vorwärts treibt zu allem Reinen und Hohen? Jetzt weiß ich es: Der Wille zum Guten ist er, der stärker ist als alle Rücksicht auf die, die wir lieb haben . . .“

Und nun stand er aufrecht, ein Leuchten wie Verklärung auf dem schmalen, blassen Gesicht, und wollte an ihr vorbei zur Tür. Sie aber stellte sich ihm entgegen, klammerte sich an ihn.

„Ich lasse Dich nicht zu ihm . . . bei Gott im

Himmel nicht. Ich könnte nicht leben unter dem Verdachte, daß ich mit Dir zusammen schuldig bin. Dem Alten, dem Hoffmann, machte ich's nach und spränge in den See . . ."

Es war ihr gewiß nicht ernst um ihre Drohung. — selbst nicht in dem Augenblick simuloser Erregung. Sie kämpfte nur, wie die Selbstsüchtigen zu kämpfen pflegen. Alle Waffen sind ihnen recht, alle Mittel sind ihnen durch den Zweck geheiligt. Und ihr Zweck sind sie selbst. Erst ich, dann die anderen; erst ich, dann mein Sohn!

Und der Doktorbauer war wie ein abgerissenes Blatt, das der Herbststurm hintreiben kann, wohin er will. So welk und so matt hatte ihm die Last der vergangenen Jahre gemacht. Und nur aus Mattheit und Schwäche geschah es, daß in dieser Stunde der Wille zum Guten, der mit so heller Flamme in seiner Brust emporgelodert war, wieder verflackerte und versank, ehe er sich durch die große, selbstlose Tat befreit und erlöst hatte.

* * *

Auch des „roten Alwin“ Schicksal war noch nicht entschieden, obgleich das Beil des Scharfrichters nun schon seit Monaten über seinem Nacken schwebte. Das „Wildemannspielen“ hatte man ihm in der Irrenanstalt, in die er zur Beobachtung seines Geisteszustandes vom Untersuchungsgefängnis aus eingeliefert worden war, rasch genug abgewöhnt; und als er sich Anfang Dezember vor dem Wittenberger Schwurgericht auf die schwere Beschuldigung des Raubmordes, begangen an dem Kutscher Plettenberg aus Hagen in Westfalen, verantworten mußte, hatten ihm Staatsanwalt und Geschworene Ursache und Verlauf des Zusammenstoßes, bei dem er seinen Wandergenossen lediglich in der Notwehr erstochen haben wollte, einfach nicht geglaubt.

Und doch war sie wahr, die romantische Geschichte von der mit einem richtigen und echten Tausendmarkschein gespickten Brieftasche, die der rote Alwin wenige Tage nach seiner Ausweisung aus Hamburg während der Walze gen Berlin mitten auf freier Landstraße gefunden haben wollte. Und doch war sie wahr, die „groteske Mär“ (der der Staatsanwalt „den Stempel dreistester Erfindung von der Stirn ablas“), die wirklich phantastisch klingende Erzählung von dem Glücksfund, von dem der Freund Plettenberg nach dem Grundsatz: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ die Hälfte haben, der rote Alwin aber — da ihm das Kapital zur Begründung einer neuen, von keiner Polizeiaufsicht und keinem Ausweisungsparagraphen mehr bedrohten Existenz jenseits des großen Teiches helfen sollte — auch nicht eine einzige blanke Mark abgeben wollte. Und doch war sie von Anfang bis zu Ende wahr, des armen Teufels trocken-gransige Schilderung in der Gegend von Wittenberge, nahe dem Elbufer, auf einem Heuschober kampiert, und der Kutscher Plettenberg, von wilder Gier nach dem mühelos erworbenen Mammon erfaßt, sich über den schlafenden „roten Alwin“ geworfen und ihn zu erdrosseln versucht hatte — bis es dem schon halb Ersticken noch im letzten Augenblicke gelungen war, sich mit einem „gar nicht so böse jemeint gewesenen“ Messerstiich zu befreien.

„Wo ist denn nun eigentlich der Tausendmarkschein geblieben?“ hatte ein Geschworener gefragt und sich dabei für einen besonders findigen Kopf gehalten.

„Das soll Jott wissen, wo der jeblieben is! Vielleicht hat'n mir mein Freund schon stibitzt, als ick noch gepennt habe. Er hatte mir bei's Abendessen immerzu mit Schnaps traktiert; da kann's woll sind, daß ick nich jemerkt hab', wie er mir den Lappen

wechnahmt! Am Ende is er mir aber auch bei der Jeringe um Jewirge uff'm Heuhaufen von selber 'ransjerutscht. Ich hab' erst widder an den Schein jedacht, wie ick meinen Freund schon hatte in die Elbe schwimmen lassen.“

„Aber dem Toten die Uhr wegzunehmen, vergaßen Sie nicht?“ fragte der Vorsitzende, und seine Augen blitzten.

„Nee! Wie ich mein'n Freund bis ans Ufer jeschleppt un'n da hingepackt hatte, um mir zu verpusten, da blinkerte die Kette so helle in'n Mondschein. Da dat's mir leid, daß die Uhr mit ins Wasser sollte, un da hab' ich sie mir dann eben aujezeichnet!“

„Und das Portemonnaie Ihres Freundes wahr-scheinlich auch?“ hatte der Staatsanwalt aus seinem Hinterhalt dazwischengeschossen.

„Ja — natürlich — das auch!“

Ein aufleuchtender Blick des Einverständnisses von Antlitz zu Antlitz in der ganzen Runde . . .

„Weshalb aber — wenn Sie aus Notwehr handelten — haben Sie nicht einfach von Anfang an die Wahrheit gesagt? Weshalb haben Sie erst versucht, der Behörde das faule Märchen von der unglücklichen Liebe und dem Selbstmord Ihres „Freundes“ aufzubinden?“

„Mein Jott . . . ick kannte doch die Herren Jerrichtshöfe schon. Ick wußte doch schon, daß sie bei einem, der so viel vorbestraft is wie ick, gleich uffs Janze jeh'n, ihm gleich die ganze jestohlene Obsternte uffhängen, wenn er man bloß eenen jemausten Appel einjesteht!“

„Und die Legitimationspapiere des Ermordeten vergaßen Sie merkwürdigerweise auch nicht! Nur das Beste, den Tausendmarkschein, vergaßen Sie!“ hatte ein zweiter Geschworener, der hinter seinem findigen Kollegen nicht zurückstehen wollte, mit spöttischem Lächeln eingeworfen.

„Ich dachte doch natürlich, ick hätt' den Schein noch an mir. Ick hatt'n mir doch mit 'ne Stecknadel am Hemde dirckt uff der Brust festgesteckt. Zum Umkehren un Suchen hatt' ick nachher, wie ick endlich merkte, daß er wech war, keene Traute mehr. Wenn er wirklich nicht bei die Leiche jefunden is — den Schiffern kann ooch keen Deibel trauen! — denn wird'n woll eben 'ne Kuh mit'm Heu zusamm' uffjefressen haben! Un die Flebbe nahm ick doch eben, weil mein Freund unbestraft war. Ick brauchte mir doch denn keene andere zu besorgen. Bei Leute, wie wir sind, müssen alle Vorteile jelten. Un ick wollte doch mein Leben jern noch 'mal als anständiger Mensch von vorn anfangen!“

Doch alles Erklären, alles Begründen hatte dem armen Teufel nicht geholfen. Trotz der wohlbedachten und temperamentvoll vorgetragenen Verteidigungsrede des jungen, nach forensischen Lorbeeren lüsternen Anwaltes hatten sich die Geschworenen ganz auf den Standpunkt des Staatsanwaltes gestellt: „Der Angeklagte, dessen Verbrecherlaufbahn schon auf der Schulbank beginnt, der von Diebstahl zu Urkundenfälschung und Betrug, von Betrug zu Einbruch „fortschritt“, der erst vor wenigen geschätzten Mordversuch auf dem für den Kodex Wochen durch den ebenfalls nach in sein Kerbholznauer Armenhauses bewiesen hat, daß sein lose sitzendes Messer nicht gesonnen ist, mit dem Leben eines Mitmenschen viele Umstände zu machen — — dieser sittlich verkommene Bursche wollte sich in den Besitz der Uhr, der Barschaft und der Papiere seines Wandergenossen setzen und hat den offenbar allzu Vertrauensseligen niedergestochen, weil ihm der Mord als der einfachste Weg zur Ausführung des Raubes erschien!“



Die Schuldfragen wurden bejaht und der „rote Alwin“ zum Tode verurteilt.

Sein junger, eifriger Rechtsbeistand aber hatte schon vor der Verkündigung des Schuldspruches einen Revisionsgrund auf der Pfanne: Die Ablehnung irgend eines Beweisantrages, über dessen Erheblichkeit oder Unerheblichkeit er sich gleich zu Beginn der Verhandlung mit dem Vorsitzenden in den Haaren gelegen —, und er war mit seiner Berufung, die er mehr in seinem, als in seines Mandaten Interesse eingelegt, wirklich glücklich durchgedrungen. Das Reichsgericht, als höchste Instanz, hatte das Urteil des Wittenberger Schwurgerichtes aufgehoben und die Sache zur wiederholten Verhandlung an ein benachbartes Gericht zurückverwiesen. Dieses sollte im Juli zusammentreten; und darnach erst — so hieß es — würde der „rote Alwin“ sich in Berlin wegen Mordversuches gegen Gottfried Reinhardt zu verantworten haben.

XIV.

Als Gottfried Reinhardt — wie immer grübelnd und rechnend — eines Nachmittags um die Mitte des Juni monats mit der ersten hochbeladenen Fuhrer duftenden, knisternden Kleeheus vom Südende Rodenaus her in die Dorfstraße einbog, sah er schon von weitem vor dem Hause des Gemeindevorstehers ein großes Automobil halten, dessen offenbar funkelneue Lackierung genau so in der Sommersonne prahlte wie die funkelneue Livree des an das Vehikel gelehnten, von einer neugierigen Kinderhorde umlagerten Chauffeurs.

Automobile gehörten auch in Rodenau längst zu den alltäglichen Erscheinungen; des Sonntags zumal durchsausten sie vom Frühen Morgen bis in die späte Nacht in fast munterbrochener Reihe lärmend und stinkend das stille Nest, verwandelten die schattige Lindenstraße in einen von Staubtromben heimgesuchten Wüstenstreifen und erzeugten Furcht und Haß bei Mensch und Tier — Haß besonders beim Wachtmeister Brömel, an dessen zum Aufschreiben gezückten Notizbuch sie ohne jeglichen Respekt vor den polizeilichen Geschwindigkeitsvorschriften „ewig unfaßbar“ vorbeisossen, und der sein „turch tie verfluchten Tinger“ in dauernder Empörung befindliches Amtsgewissen nur durch die folgende christliche Betrachtung halbwegs beruhigen konnte: „Chott bei Tank, taß Bieh ab und Bu enner von tie Pante 's Chenick priht und uff tie Weiße wenichstens ter Cherechtigkeit Chenüche cheschieht!“

Gottfried hätte dem langgestreckten, protzigen Untertier schwerlich besondere Beachtung geschenkt, hätte er nicht einen jungen, leicht scheuenden Gaul, den er erst vor einigen Tagen als Ersatz für einen plötzlich eingegangenen alterproben hatte anschaffen müssen, als Handpferd vor seiner Heufuhre gehabt. So aber galt es, Obacht zu geben, daß die empfindliche Pferdeseele nicht, durch ein jäh hervorbrechendes Knattern oder Pusten des unheimlichen Rätselfwesens verwirrt, Hals über Kopf durchginge, sich selbst und ihrem Besitzer zum Schaden.

Wirklich schwang sich der Chauffeur, als Gottfried noch etwa fünfzig Schritte von dem Hause mit dem wildgewordenen Dache entfernt war, mit aller Gewandtheit seiner hellgelb gestiefelten Beine auf den Lenksitz und legte seine weißbehandelte Hände an das Steuer.

Fest hielt der sonnengebräunte Mann oben auf dem hohen Heuwagenthrone die Leine in schwieliger Faust, ließ, dem schnaubenden Handpferd gut zusprechend, das gefährliche Auto keinen Moment aus den Augen und sah nun, wie durch den gepflegten Plathe'schen Vorgarten zwei Paare in eifriger Unter-

haltung auf die Straße zuschritten: voran der dicke Gemeindevorsteher selbst an der Seite eines kleinen, spitzbärtigen, lebhaft gestikulierenden Freundes und hinterdrein Erna Plathe, wie immer „tipp-topp“ gekleidet und doch fast noch übertroffen — wenn Damengarderobe durch Herrengarderobe überhaupt übertroffen werden kann — durch die geradezu blendende Eleganz ihres Begleiters, dessen schlanker Wuchs und gezielter Gang Gottfried sogleich merkwürdig vertraut vorkamen, und den er in der nächsten Sekunde wirklich als seinen Vetter und „gewesenen zukünftigen Schwager“ Fritz Reinhardt erkannte.

Ein paar stark hämmernde Herzschläge lang schossen dunkle, zornaufwühlende Erinnerungen durch Gottfrieds Seele. Die nächtliche Unterredung am See, der scharfe Zusammenprall im „Weißen Roß“, der Schwester Verzweiflung nach dem Verschwinden ihres „Herzensehates“ und ihre Schande — das alles wollte wieder unheimliche Macht gewinnen. Aber mit hartem Willen ward es geduekt; und was übrig blieb in Gottfrieds Brust, war tiefe, abgründige Verachtung: Wie hoch über Dir, Du geckenhaft aufgeputzter Verschwender leicht und skrupellos ergaunerten Geldes fühl' ich mich in meinem geflickten Arbeitskittel auf meiner mühsam erernteten Last Heu!

Und da gerade „Ziethen aus dem Buseh“ mit Waldemar Brückners sichtlich aufs freudigste angeregter Braut an das hellgelb gepolsterte Vehikel herangetreten war und nun unter dem Schirm seiner englischen Sportnütze hervor einen herausfordernden Blick zu Gottfried emporschiekte, so schwoll in diesem das Gefühl der Verachtung allzu ungestüm auf, und von seinem hohen Heuwagenthrone herab spie er dem „Herrn Bankier“ gerade vor die tzblanken Lackstiefeletten.

„Flegell“ rief der Insultierte in — — — — — und riß Erna Plathe rasch einen Schrei — — — — —.

„Lump!“ antwortete Gottfried und schwippte mit der Schnur seiner laugen Peitsche an Fritz Reinhardts blasser Nase vorbei.

Das Handpferd aber, das das Peitschenschwippen auf sich bezog, fiel leider vom Fleck weg in einen scharfen Trab und bereitete dadurch der so vielversprechend begonnenen Straßenszene zwischen Automobil- und Heuwagenbesitzer ein vorzeitiges Ende.

Von Plathe und seinem Anhang ausposaunt, war es wie im Fluge im ganzen Dorf herum: Man könne nie wissen, was im Menschen steckt! Ziethen aus dem Buseh, des Doktorbauers Einziger, hätte es in dem halben Jahre seit seinem Wegzuge aus Zerlitz geradezu unheimlich weit gebracht. Mitinhaber der übrigens streng christlichen Bankfirma Kon und Ko. (Kon mit K ohne h) wäre er geworden und nebenbei sozusagen der Hauptmacher der neugegründeten „Märkischen Balmbau- und Gartenstädtgesellschaft“.

Nun wußte man also endlich, wie das Unternehmen hieß, das Rodenau, Land und See, der allein seligmachenden Großstadtkultur erschließen und die Bauern und Kossäten im Handumdrehen in Millionäre verwandeln sollte! Ein Aufatmen ging durch die ganze Gemeinde; denn seit jener, tausend überschwingliche Hoffnungen weckenden Notiz, die Waldemar Brückner seinem Vater und seinem künftigen Schwiegervater zuliebe im März in die Zeitungen lanciert hatte, war nichts Greifbares mehr über die „neue Gründung“ laut geworden. Und wenn Plathe und Brückner die ungeduldigen Gemüter auch mit weltweiser Rede beruhigt hatten: „So rasch gehen solche Riesensachen nicht vorwärts!“ — dieser und jener Zweifler war doch schon drauf und dran ge-

wesen, die ganze Geschichte als faulen Zauber zu nehmen.

Nun aber hatte man doch etwas, woran man sich halten konnte: den Namen der Firma! Und was für einen Namen: Märkische Bahnbau- und Gartenstadtgesellschaft! Fritz Reinhardt und sein Kompagnon aber wären bei Plathe gewesen, um über den Weg, den der Bahnstrang nehmen sollte, und über den Bebauungsplan der neuen Siedlung zu beratschlagen. Am Seeufer entlang, anschließend an das Landhaus des Jagdpächters, würde die erste Villenstrasse erstehen, und ebenda sollte natürlich auch gleich nach berühmten Mustern ein großmächtiges Ausflugsrestaurant gebaut werden.

„Man gut, daß es noch nicht dasteht, daß ihr euren Durst vorläufig noch bei mir stillen müßt!“ dachte die Muhme Kronewirtin und feierte wieder einmal einen reichen Erntetag.

Die Wahrheit, die sich in dieser Welt leider nur so selten frei und offen über die Straße begibt, hätte natürlich ganz anders gesprochen: Auch Ziethen aus dem Busch hat seinerzeit des schlauen Waldemar listiges Märlein durch den Blätterwald rauschen hören, und als einziger Erbe seines Vaters und dereinstigen Rodenauer Grundbesitzer hat ihn natürlich ein starkes Interesse an der Hebung seines Heimatsortes, besonders aber an der Steigerung des dortigen Bodenwertes gepackt. Da er indessen weder an der Börse noch sonstwo in Berlin etwas Näheres über die angekündigte Gründung erfahren konnte, so hat er sich kurzerhand mit seinem Kompagnon in dessen Auto gesetzt, um dem dicken Plathe, der als Gemeindevorsteher doch schließlich am ehesten über das geheimnisvolle Unternehmen unterrichtet sein mußte, mal gründlich auf den Zahn zu fühlen.

Und Plathd? . . . Wenn er sich als Gemeindegewaltiger und größter Steuerzahler auch gewiß für den pffiffigsten Kopf in ganz Rodenau hielt — so gerissen war er dem doch nicht, um mit den Blindschüssen seiner gewundenen Ausreden dem Kreuzfeuer der scharfen Fragen, in das die beiden Berliner Geldmacher ihn nahmen, siegreich standhalten zu können. Rasch genug hatten ihn die beiden gesiebten Börseaner zum Eingeständnis des wirklichen Sachverhaltes, gezwungen; und dennoch war er auch in dieser Stunde wieder triumphierenden Herzens innegeworden, welch bevorzugter Liebling der launischen Glücksgöttin er wäre: hatte die Firma Kon & Ko., die ihn nun so leicht hätte blamieren können, doch gute Miene zum bösen Spiel gemacht, sich bereit erklärt, die Verwirklichung der „ganz ausgezeichnet“ Idee in die Wege zu leiten, und ihm selbst mit einer größeren Kapitalbeteiligung als Aktionär in die zu gründende Gesellschaft aufzunehmen — woraus für seinen Gelddurst natürlich unbegrenzte Stilmöglichkeiten erprießen mußten; denn dank dem fast schon zur Manie gewordenen Land- und Luft hunger der Großstädter machten alle derartigen Gartenstadt- und Ansiedlungsgründungen glänzende Geschäfte.

Zwei Tage später raste das knallrote Auto der mächtig emporblühenden Firma Kon & Co. schon wieder gen Rodenau; und den beiden Inhabern gegenüber saßen diesmal ein Oberst a. D. und ein wirklicher Reichsgraf zwei Leute, die durch ihr Auftreten ebenso imponierend zu wirken wußten, wie durch ihren klangvollen Titel, und sich, mangels einer anderen nutzbringenden Tätigkeit, von neu zu gründenden Gesellschaften vielfach als Reklameschilder ausborgern ließen, auch gleichzeitig als „Konzertzeichner“ auftraten; denn diejenigen, die nichts zu verlieren haben, können immer und überall ein noch so vielstelliges Risiko übernehmen.

Im Tanzsaal der „Krone“ fand abends eine schon

tags vorher durch den Gemeindediener-Totengräber von Haus zu Haus angekündigte große Versammlung statt. Außer Plathe zeichneten auch Brückner, Gräbert, der junge Seeger und zahlreiche andere Bauern und Kossäten beider Parteien größere Beteiligungsbeträge für die Märkische Bahnbau- und Gartenstadtgesellschaft. „Denn, meine Herren,“ hatte der Oberst a. D. in seiner phantasievollen Programmrede gesagt, „Sie wären — verzeihen Sie den harten Ausdruck — Narren, wenn Sie sich an den Millionen, die wir hier aus der Erde zu stampfen gedenken, nicht ebenfalls Ihren Anteil sichern würden.“

Um ihr Entgegenkommen zu beweisen, wäre die neue Gesellschaft, vermöge ihrer Verbindung zu den führenden Berliner Großbanken, bereit, von denjenigen Zeichnern, die das zur Uebernahme ihrer Aktien nötige Kapital nicht sogleich flüssig machen könnten, auch Bodenwerte an Zahlungsstatt anzunehmen oder aber innerhalb der üblichen Beleihungsgrenze entsprechende Hypothekendarlehen zu gewähren — wobei allerdings in Betracht zu ziehen sei, daß zur Zeit empfindlicher Geldmangel herrsche und infolgedessen zweite und dritte Eintragungen sich nur zu hohem Zinsfuß abschließen ließen, erklärte der christliche Herr Kon als Direktor der „Märkischen Gesellschaft“, wie er die neue Gründung der Kürze halber einfach nannte.

Die Rodenauer murmelten Beifall. Was galt ihnen die von den Vätern ererbte Scholle gegen die lockende Aussicht auf mühelosen Erwerb eines großen Vermögens? So verpflichteten sich die Anwesenden denn auch ohne Besinnen, das für den Bau des Bahnkörpers erforderliche Land unentgeltlich herzugeben, und der vollzählig erschienene „hohe Rat“ beschloß sogleich einstimmig, daß auch die Gemeinde als solche der Märkischen Gesellschaft ein größeres, vorläufig unverzinsliches Kapital zur Verfügung stellen solle; denn „auch die anderen Geschäften zwischen Berlin und Rodenau, die unsere Bahnlinie dem Weltverkehr erschließen wird, haben bereits versprochen, die gleiche Verpflichtung zu übernehmen.“ hatte der Reichsgraf — als „Vizepräsident des Aufsichtsrates“ war er vorgestellt worden — mit seiner piepsigen Stimme über die erhitzten Köpfe weg durch den qualmigen Saal gerufen.

Diejenigen Rodenauer, die sich zur Aktienzeichnung nicht sogleich hatten entschließen können, und die, die der Versammlung nicht beigewohnt hatten, wurden in den nächsten Tagen von Plathe und vor allem von Waldemar Brückner in ihren eigenen vier Pfählen so lange bearbeitet, bis sie sich einer nach dem anderen der großen Wallfahrt nach dem Götzenbilde der wundertätigen Spekulation angeschlossen. Nur am Nordende des Dorfes stellten sich drei auf die Hinterbeine: der Doktorbauer, Gottfried und der gottesfürchtige Seeger d. Aelt.

Was diese Sinnesänderung denn eigentlich bedeuten sollte? Fragte Seeger. Als Plathe mit dem Vertrag gegen die Rieselfelder gekommen wäre, hätte es geheißt, man müsse dem verderblichen Umsichgreifen Berlins einen Damm entgegensetzen, und nun auf einmal wolle man sogar die gottlosen Großstädter selbst zu sich heranziehen lassen? . . . Der Doktorbauer aber sagte: Wenn sein Sohn etwas von ihm wolle, so möchte er sich nur persönlich zu ihm bemühen; und Gottfried erklärte: die Lust am Spekulieren läge ihm nicht im Blut; denn überall, wo einer ohne Arbeit viel Geld gewänne, müßte ein anderer da sein, der es verlöre. Sollte aber die Bahn durchaus durch sein Gebiet geplant sein, so würde er — um keinen Aerger zu machen — den nötigen Streifen gegen entsprechende Bezahlung hergeben, sich auf weiteres aber in keinem Falle einlassen.

Als Waldemar, der unermüdliche Geschäftsmann, der sich im Dienste der „Märkischen Gesellschaft“ schon die Hacken schiefgelaufen und das Maul wundgeredet hatte, immer wieder in ihn drang, er möchte doch nicht so rückständige Ansichten vertreten — Geld wäre Geld, und Arbeit heutzutage nur noch eine Beschäftigung für die Dummen! — da packte ihn der Unmut und er sagte rund heraus, Ziethen aus dem Busch solle ihm mit seinem ganzen Schwindel den Buckel runterrutschen, und wer ihm noch mal von der Märkischen Gesellschaft anfange, den würde er zur Tür hinauswerfen.

Mindestens jeden zweiten Nachmittags kam das Automobil der Firma Kon u. Komp. nach Rodenau gesaust; und sobald Waldemar Brückner es auf der Bildfläche auftauchen sah, eilte er, sich seinem lieben alten Freunde Fritz, der jedesmal darin saß, „voll und ganz“ zur Verfügung zu stellen. Daß ihm die Märkische Gesellschaft, als deren zweiter Direktor Ziethen aus dem Busch zeichnete, in Aussicht gestellt hatte, die Bahn würde dicht an der Gräbert'schen Schneidemühle — demnächst Gräbert und Brückner d. J. — vorbeigehen und selbstredend ihren gesamten Bedarf an Schwellen und sonstigem hölzernen Baumaterial ebendaher beziehen, daß naturgemäß mit dem Anmarsch der ersten Ansiedlungslustigen die Gräbert'sche Schneidemühle — demnächst Gräbert und Brückner d. J. — als einzige am Platze einen riesenhaften Umsatz in Brettern und Balken erzielen mußte — das übte natürlich nicht den geringsten Einfluß auf Waldemar aus. Nur aus Freundschaft zu seinem lieben Fritz, zu dem er sich immer so sehr hingezogen gefühlt hatte, opferte er sich auf, nur aus reiner, idealer Freundschaft.

Hätte der arme Waldemar geahnt, welche Schläuge er an seinem Busen nährte! Aber sein idealer Eifer, der ihm kaum noch Zeit ließ, sich um seine Braut zu kümmern, machte ihn blind, und als ihm Erna Plathe gegen Ende Juni seinen Verlobungsring zurückschickte mit dem Bemerkens: Es wäre besser so; und das Menschenherz ließe sich nun einmal keine Befehle diktieren — da wähnte er aus allen Himmeln zu fallen, und fiel wirklich heraus, als der Gemeindevorsteher, der aus seinem Herzen ja nie eine Mördergrube gemacht hatte, ihm offen und ehrlich zugestand: „Ja . . . das ist nun mal so, und gräme Dich man nicht weiter drum, mein lieber Junge. Mädels gibt's ja nicht bloß die ganze Hand, sondern das ganze Land voll. Und Erna hat — wie nun endlich rausgekommen ist — den Fritz Reinhardt schon seit Jahr und Tag so unmenschlich lieb, daß sie rundheraus erklärt hat, sie ginge ins Wasser, wenn sie ihn nicht kriegen würde. Na, und da der Direktor sie auch durchaus haben will — er stellt ja schließlich seinen Mann in der Welt und bringt es — so'n Schlauberger, wie er is — sicher noch mal bis zum Kommerzienrat . . . was soll man da machen?“

„Ja . . . was soll man da machen?“ fragte sich auch Waldemar Brückner und meinte, das beste wäre, er füge sich mit Anstand in sein Schicksal und sähe sich nebenbei nach einer anderen Braut um; deren Mitgift ihm die Sozietät an der Gräbert'schen Schneidemühle ermöglichen würde. Gewiß hätte er's den Rodenauern gern ins Gesicht gehöhnt: „Betrogen seid ihr doch!“ Mit einem Kalbe pflügt die Märkische Gesellschaft. Ich allein bin ihr Urheber, ihr geistiger Vater!“ Aber würde man ihm glauben? Würde man nicht geneigt sein, zu seinem Schaden noch den Spott zu fügen?

Und so gingen denn die Märkische Gesellschaft und das allem Anscheine nach im Himmel geschlossene Herzensbündnis zwischen Erna Plathe und Ziethen

aus dem Busch ihren schönen, glatten Weg dem erschnitten Ziele entgegen.

* * *

Auch Gottfrieds Weg ging weiter, wie er ihn von Anfang an vor sich gesehen hatte: durch Arbeit und Sorgen. Aber auch Hoffnungen blühten ihm auf an seinem steinigen Wege. Gewiß, der Verlust des Pferdes und des alten Hoffmanns Beerdigung hatten seine ohnehin geschwächte Vorsommerkasse bis auf den letzten Pfennig geleert, und der Termin für die Julizinszahlung rückte unaufhaltsam heran. Aber es war in diesem Sommer ein Gediehen auf den Feldern, wie auch die nie Zufriedenen es sich nicht besser wünschen konnten. Klee- und Wiesenheu war in solchen Massen gewonnen worden, daß die in Scheuern und Scheuern Beschränkten große Posten gleich vom Felde weg hatten verkaufen müssen, und daß sich selbst die bekannten ältesten Leute eines so unheimlichen Ueberflusses an Futter nicht zu erinnern vermochten. Der Roggen, der durch die Rodenauer Ebene gleich einem hundertfach verzweigten Strome erstarrten Goldes floß, stand sogar auf den sandigen Plänen an der Zerlitzer Grenze in mannshohen Halmen und handlangen Achren. Und auf Gottfrieds Bitte war der Getreidehändler, der sich schon einmal hilfsbereit erwiesen, nach Rodenau gekommen — auch im Auto natürlich —, hatte die Pracht in Augenschein genommen, ohne sich erst lange zureden zu lassen, die tausend Mark, die Gottfried zum ersten Juli brauchte, auf Dreimonatsakzept vorgeschossen.

Trude aber, die starke, unter Wirtschafts- und Mutterschaftslasten Blühende, hatte sich rascher mit dem Tode ihres Vaters abgefunden, als Gottfried je zu hoffen gewagt; und da und dort stahl sie sich auch schon wieder eine Minute zu ein paar Worten treumeinender Besorgnis, zu einem Händedruck tiefer Zärtlichkeit ab.

Und der schwarze Schatten, der über die lindenumsäumte Dorfstraße weg vom Hause des Doktorbauern her in Gottfrieds Seele fiel? Es war so wenig Zeit, seiner zu achten, an ihn nur zu denken, jetzt, wo die Sonne schon in der vierten Morgenstunde die weite Fahrt über den blauen Himmelsbogen antrat und der Dämmerchein ihrer goldenen Mitsommerhelligkeit bis in die zehnte Abendstunde fiel . . . jetzt, wo nach achtzehnstündiger, Tages Last und Hitze auch die Siunierer unter den Landsleuten todmüde und unfähig zu allem Grübeln auf ihre Lagerstatt sanken und der Schlafsee verfallen waren, ehe sie die bleischweren Köpfe noch richtig aufs Kissen gebettet hatten.

Es war Gottfried im erschöpfenden Arbeitsübermaß dieser gnadenreichen Sommerszeit wieder, als wollte sein Sehnen nach Gerechtigkeit verlöschen in einem bitter-inbrünstigen Verlangen nach Frieden. Laß doch! Was gehen sie dich denn an, alle die anderen: dein Vetter, der Onkel, deine Schwester — selbst deine Mutter? Laß das Denken an sie, sie versinken in dem Meer allgemeiner Weltverachtung, das erkältend und beruhigend durch deine Seele strömt: Treue gibt's nicht . . . Liebe gibt's nicht . . . Gerechtigkeit gibt's nicht um dich her. Finde dich damit ab! Was kümmert's dich, wenn du nur selbst Treue, Liebe und Gerechtigkeit in dir trägst! Du und dein Weib! Seid ihr nicht eine Welt für sich? Seid ihr euch nicht genug?

* * *

Schon zwei Tage vor dem ersten Juli machte sich Gottfried Reinhardt auf, mit dem neuen Darlehen, das ihm der Getreidehändler gewährt hatte, seine Zinsen zu bezahlen.

„Hm“, sprach Plathe, während er Scheine und Goldstücke mit umständlicher Langsamkeit sortierte und in die dafür vorgesehenen Behälter des Geldschrankes legte. „da will ich Dir nur gleich heute sagen — wenn ich Dir's auch noch der Ordnung halber in nem eingeschriebenen Brief mitteilen werde: die Hypothek kündige ich Dir zum ersten Oktober!“

Gottfried war es, als schlänge ein Blitz dicht vor; und seine Füße zitterten.

„Hm . . .“ fuhr der Gemeindegewaltige, ohne sich umzudrehen, fort: „Ich kündige Dir das Geld nicht etwa aus Rache, weil Du Dich an unserer Aktiengesellschaft nicht beteiligt hast. Nee, so einer bin ich nicht. Die Sache is einfach die: Erna und der Direktor wollen bald heiraten; daß der Direktor sieh auf meinem Plan unten am See noch in diesem Jahr ne Villa bauen wird, das wirst Du ja wohl gehört haben. Na, und da brauch, ich die neunzigtausend Mark, die auf Deiner Wirtschaft stehen, um meiner Tochter ne anständige Mitgift geben zu können, denn mein anderes Geld liegt unkündbar fest. Ich kaun mich darum auch auf keinen Fall aufs Warten einlassen und müßte —; wenn das Geld nicht prompt am ersten Oktober auf'm Tisch liegt — sofort weitere Schritte tun. Also richte Dich ein. Es gibt ja außer mir noch andere Kapitalister in der Welt. Du wirst schon einen finden, der Dir die Hypothek gibt.“

„Ja, — das werde ich wohl!“ erwiderte Gottfried mit hart klingender Stimme, und ging nach kurzem Abschiedsgruß davon.

Seiner Frau verschwie er die Kündigung — wo zu ihr unnötige Sorgen bereiten? —, stellte sich aber gleich in der nächsten Morgenfrühe, als noch alles um ihn her in tiefem Schläfe lag, an das alte Pult seines Vaters und schrieb im Scheine einer Kerze an den Getreidehändler, den er als Krösus kannte und der ihm bei allen bisherigen Verhandlungen den Eindruck eines gefälligen Mannes gemacht hatte. Auch lauerte er um die Frühstückszeit den Postboten auf und wies ihm an, alle in Zukunft für ihn einlaufenden Briefe nur ihm persönlich, und zwar möglichst heimlich auszuhändigen.

Schon nach zwei Tagen hatte er Antwort. Der Prokurist des Getreidehändlers teilte ihm mit, daß sein Chef nach Karlsbad gereist sei und während seiner Kur mit geschäftlichen Dingen nicht behelligt werden dürfe. Nach der Rückkehr des Chefs, die vor Mitte August kaum zu erwarten wäre, würde die beregte Angelegenheit dringlichst vorgetragen und dem geschätzten Kunden unverzüglich weitere und hoffentlich befriedigende Nachricht gegeben werden.

Da Gottfried trotz aller Selbstbeschwichtigungsversuche von einem Gefühl quälender Unruhe zu keiner Stunde mehr frei werden konnte, wandte er sich — „so nebenbei“ — an ein Hypothekenvermittlungsinstitut, dessen mit siebenstelligen Zahlen gespicktes Inserat ihm fast in jeder Nummer seines Kreisblattes aufgefallen war. Es kam auch wenige Tage später ein Vertreter, der noch viel großartiger als das Inserat seiner Firma auftrat, nach Rodenau hinaus, erklärte sich zur Besorgung der neunzigtausend Mark mit einer so geringgeschätzigen Mienne bereit, als brauche er nur in die Westentasche zu greifen, um die Lappalie zwischen zwei Fingern zu halten, und legte Gottfried ein gedrucktes Vertragsformular mit dem Bemerken, daß es sich nur um eine rein äußerliche Formsache handle, zur Unterschrift vor.

Gottfried durch mancherlei trübe Erfahrungen der letzten Zeit, vor allem durch sein Geschäft mit dem für Recht und Gerechtigkeit kämpfenden Verlags-

buchhändler und den Plathe'schen Schutzvertrag gegen die Rieselfelder gewitzigt, hielt es für geraten, die „rein äußerliche Formsache“ auf ihren inneren Gehalt zu prüfen, und fand bald genug heraus, daß ihre zahllosen, drei Folioseiten füllenden Paragraphen nichts als Stricke und Fangleinen waren, mit denen der Auftraggeber geknebelt und im geeigneten Augenblicke erdrosselt werden sollte. So wies er dem Manne mit den Millionen in der Westentasche ziemlich barsch die Tür und suchte noch an demselben Abend Anschluß an den Aufgeber eines Chiffre-Inserates, der sich in bescheidenerer Tonart zur Besorgung von Darlehen anbot und der auch postwendend zurückschrieb, daß Gottfried sieh belufts näherer Besprechung zu ihm nach Berlin bemühen möchte.

Es war um die Zeit, in der der Tag seiner Heimkehr aus dem Zuchthaus sich jährte, das zum Brechen reife Getreide die schweren Aehren demütig vor dem Schnitter neigte: „Ich kann die Last des Segens kaum mehr tragen. Hebe deine Sense, ernte mich ein!“

Und da Trude erschreckte Augen machte, als Gottfried ihr sagte, daß er auf einen Tag nach Berlin reisen müsse, — „Wie? Jetzt, wo jeder Bauer sich und jedem seiner Leute zehn Arme wünscht?“ — da gestand er ihr, was sie ja doch wohl nicht länger verheimlichen ließ. Und wenn nun auch an ihr junges, starkes Herz die Sorge jählings mit kalten Fingern rührte, so antwortete sie doch nur mit gutigem Vorwurf, es wäre unrecht von ihm gewesen, daß er sie nicht vom ersten Augenblick an an seinem Kummer habe teilnehmen lassen.

Der Agent sagte, daß er jedem, der sich vertrauensvoll an ihn wende, volle Bewegungsfreiheit ließe und nur da, wo seine Bemühungen von Erfolg gekrönt würden, die gesetzliche Provision von einem Prozent für sich und ein Damno von zwei Prozent für seine Geldgeber verlange. Bei der herrschenden Geldknappheit würde Gottfried allerdings für die Hypothek, die er bisher zum Zinsfuß von dreieinhalb Prozent geübt hatte, in Zukunft wohl viereinhalb oder gar fünf Prozent zahlen müssen. Da es sich aber um eine Post zur ersten Stelle handle und die Rodenauer Verhältnisse durch die Gründung der Märkischen Gesellschaft, die ja mächtig die Reklametrommel rühre, günstig zu sein scheinen, so würde die Sache sich ja wohl jedenfalls machen lassen.

Vier Wochen war Gottfried voll bester Hoffnungen. Wenn du auch wirklich mit einem Prozent mehr bluten mußt, du schaffst es schon! Aus wie anderen Augen als bei deiner Heimkehr blicken deine Ackergründe dich jetzt schon an, obgleich du sie doch erst einmal wieder mit jenem Fleiß und jener Gründlichkeit bestellt hast, die der Mensch nur für die eigene Scholle aufzuwenden vermag! Mann ist Mann, und mein Eigen ist mein Eigen! Wie strotzt dein Vieh in Gesundheit und Kraft. Nur zwei, drei Jahre so weiter so die Arme gerührt und des Himmels Segen dazu, dann hast Du das Schlimmste überstanden!

Kurz vor Mitte August aber schrieb der Agent, seine redlichen Bemühungen wären bisher leider völlig im Sande verlaufen, weil alle Erkundigungen, die er über die Person und die Vermögensverhältnisse Gottfrieds einziehen ließ, so ungünstig, so geradezu hundsmiserabel lauteten, daß sie jeden Kapitalisten schon von der bloßen Besichtigung des zu beleihenden Grundstückes abschreckten.

Fort mitten aus drängender Erntelast und -lust, in den Sonntagsanzug hinein und über Zerlitz nach Berlin!

Der Agent wollte zunächst durchaus nicht mit

der Sprache heraus, was denn eigentlich so Schlimmes in der Auskunft über Gottfried stünde. Und als er schließlich auf vieles Bitten und Drängen doch Farbe bekante, vermochte Gottfried nicht einmal gegen das, was man ihm Schädigendes anhängte, zu protestieren. Denn es entsprach ja doch der Wahrheit, daß die Reinhardt'sche Wirtschaft unter dem Architekten Strohschein arg heruntergekommen und von dessen Witwe nur gerade so über Wasser gehalten worden war.

Es entsprach ja doch der Wahrheit, daß der jetzige Besitzer wegen Putschlages fünf Jahre im Zuchthause gesessen, in den vier Quartalen seit seiner Entlassung die Zinsen nur mit schwerer Mühe aufgebracht, und zum bösen Ende noch die Dummheit begangen hatte, ein blutarmes Mädcl, „eine Armenhäuslerin“, zu heiraten.

Ob denn das gar nichts bedeute, fragte Gottfried, daß er nach der Meinung aller Einsichtigen und „so wahr und wahrhaftig ein Gott im Himmel ist!“ unschuldig verurteilt worden sei, daß er und seine Frau fleißig und anspruchlos wären und jedem Menschen gerecht zu werden suchten? Und hätte seine Wirtschaft nicht schon darum unter Brüdern ilire dreimallhunderttausend Mark reellen Wert, weil auf der Stelle zweihundert Morgen ihres minderwertigsten Landes für zweimallhunderttausend Mark an die Rieselfelder verkauft werden könnten — wenn er nicht so dumm gewesen wäre, den Plathe'sehen Schutzvertrag zu unterschreiben!

„Ja, Sie haben ihn doch nun aber unterschrieben, lieber Freund! Ihren und Ihrer Frau Fleiß gewiß in allen Ehren — aber auf Menschenkraft und Menschentüchtigkeit leiht niemand Hypotheken aus. Ich werde mir ja gewiß noch weiterhin alle Mühe geben, Ihnen das Darlehen zu verschaffen; viel Hoffnung kann ich Ihnen indessen nicht machen; und das beste wäre jedenfalls, wenn Sie irgend einen guten Freund hätten, der Ihnen aus persönlicher Anteilnahme aus der Verlegenheit helfe!“

Gottfried ging, und die graue Sorge ging mit ihm. Ging mit ihm durch die Straßen Berlins, stieg mit ihm in das stickige Abteil und setzte sich neben ihr . . . „Ich lasse dich nicht. Du bist und bleibst mir verfallen!“

Aber du kannst doch nicht verloren sein; einen Weg zur Rettung muß es doch noch für dich geben! Ueberdenke doch einmal deine Lage. Sechs Wochen hast du noch Zeit bis zum ersten Oktober, dem Fälligkeitstage der Hypothek, und dann, während die Klage gegen dich schwebt, wohl noch einmal sechs oder acht Wochen. Denn so lange wird es wohl dauern, bis es zum Zwangsverkauf deiner Scholle und zu deiner Exmission kommt.

Der Getreidehändler . . . richtig . . . der Getreidehändler! Du hättest heute zu ihm gehen sollen. Wo hattest du nur deine Gedanken? Aber offenbar ist er noch nicht von seiner Reise zurück; sonst würde er dir doch wohl geschrieben haben.

Ein guter Freund müßte dir beispringen, sagte der Agent. Hast du einen guten Freund? Nein! Keinen! Den Onkel Jörg allenfalls. Aber der hat wohl auch weiter kein Vermögen als das, was in seiner Wirtschaft steckt. Sagen die Leute nicht, der Doktorbauer unterhandle mit einer Berliner Bank wegen des Verkaufes seiner ganzen Bauernstelle: Haus und Hof, Garten, Acker und Wald? Ob er etwa . . . ? Nein . . . Selbst, wenn er verkaufen wollte, um dir helfen zu können, du würdest keine Hilfe von ihm annehmen. Von jedem anderen; doch nimmermehr von ihm!

* * *

Zwei Wochen saß Gottfried nun Abend für Abend, von des Tages Last müde zum Unsinken, oft bis

spät in die Nacht hinein, schrieb auf jedes Inserat, das er in den Zeitungen fand, gab selbst Inserate auf, schrieb an den Agenten und schrieb sogar noch einmal an das Vermittlungsinstitut mit dem Teufelsvertrag. Und Trude saß getreulich bei ihm, half ihm, redete ihm mit blutendem Herzen tröstend zu und fing wieder an, blaß und schmalwangig zu werden — wie er selbst.

Als aber alles Schreiben nichts half, machte Gottfried sich auf, fast Morgen für Morgen, fuhr nach Berlin, fragte da, fragte dort, wurde hier kurz abgewiesen, dort mit Redensarten hingehalten und kehrte den einen Nachmittag niedergeschlagen und verzagt, den nächsten wieder mit ein wenig Hoffnung — mehr auf den Lippen als im Herzen — nach Hause zurück. Bis er sich endlich nicht mehr gegen die Erkenntnis verschließen konnte, daß alles umsonst war, daß er verloren war, wenn der Getreidehändler sich seiner nicht erbarmte. Der aber war von Karlsbad nach Ostende gefahren, hatte von dort eine Nordlandsreise unternommen und hielt sich nun der Jagd wegen irgendwo in Schlesien auf dem Rittergute eines Geschäftsfreundes auf. Und der Prokurist, an den Gottfried inzwischen vom Ertrage des warm vom Felde weg ausgedroschenen Getreides die beiden Vorschüsse zurückerstattet hatte, blieb dabei, daß sein Chef, mit dessen Gesundheit es nicht zum besten stünde, auch jetzt noch vor allen Aufregungen behütet und bewahrt werden müsse.

Mitte September schon fand Erna Plathes Hochzeit statt, eine Hochzeit, wie man sie ähnlich großartig in Rodenau noch nicht erlebt hatte. Und schon einen Tag vor der Hochzeit — Geldlente vom Schläge des Herrn Direktors sind in Mitgiftsachen peinlich genau — hatte Gottfried von einem Berliner Notar die Mitteilung erhalten, daß die auf seine Bauernstelle eingetragene Hypothek von ihrem bisherigen Inhaber mit allen Rechten an den Fritz Reinhardt abgetreten worden wäre, daß also sowohl die Anzahlung des gekündigten Kapitals wie auch die Zahlung der letzten Zinsrente am ersten Oktober nicht mehr an Plathe, sondern an den Herrn Direktor Reinhardt, Mitinhaber des „Bankhauses“ Kon n. Co., zu erfolgen hätte.

Schon oft in trüben, hoffnungslosen Stunden, wenn die Sorge, die ja nie ganz aus Gottfrieds Nähe wich, zu riesenhafter Größe anwuchs und ihm den Nacken niederbog, hatte er sich gefragt: „Wenn du nun wirklich keinen Geldgeber findest, wenn es nun wirklich zur Subhastation deiner Wirtschaft kommt, — wird die gerichtliche Ankündigung des Verkaufstermines Bietungslustige herbeilocken? Oder werden sich die Außenstehenden sagen: Wo es in Rodenau etwas zu grasen gibt, da läßt die Märkische Gesellschaft ja doch keinen anderen heran? Und immer war er zu dem Schluß gekommen: Es wird sich kein Fremder finden, der Lust hat, dein Nachfolger zu werden! Für den Betrag der Hypothek wird das Erbe deiner Väter an Plathe fallen. Plathe wird den roten Kasten, der dir von Anfang an nichts als Unglück gebracht hat, einmal bei günstiger Gelegenheit verkaufen, den Acker und den Wald aber zu seinen eigenen Liegenschaften schlagen und sich in Zukunft nicht mehr Bauer, sondern im Vollgefühl der Berechtigung dann Herr Gutsbesitzer nennen . . .“

Erst als Gottfried von der Zession der Hypothek an Fritz Reinhardt Nachricht erhielt, stieg ihm der Verdacht auf: Dein Vetter ist's, der deine Wirtschaft an sich reißen will! Er ist der Anstifter des Planes, dich von deiner Scholle zu treiben. Und er kämpft nicht nur aus Feindschaft und Rachegefühl gegen

dich, er will aus deinem Ruin Kapital für sich schlagen!

Aber nein, beruhigte er sich gleich wieder. Nach dem Bebauungsplane der Märkischen Gesellschaft, den du jetzt überall, an jeder Giebelwand, an jedem Zaun angeschlagen findest, werden die künftigen Villenstraßen um See und Dorf herum so ins Gelände hineingeschnitten, daß deine Grundstücke vollständig links liegen bleiben und also „ihrem ursprünglichen Zwecke erhalten werden“. Und die wenigen Geldleute, die sich überhaupt mit dir in Unterhandlungen einließen, haben sich zuletzt immer daran gestoßen, daß keine Aussicht bestände, größere Teile deiner Ländereien in abschbarer Zeit als Baustellen zu verwerten. Und gewiß, der Zufall, der dir schon so manchen Streich gespielt hat, will es, daß dein Land wirklich ungünstig liegt. Dein Heideplan ist der nächste an Zerlitz heran und Dein Wald auf der Höhe eigentlich wirklich nichts weiter als eine Schutzwand gegen die Rieselfelder. Und ganz selbstverständlich mußte die Märkische Gesellschaft Dich gegen diejenigen Rodenauer zurücksetzen, die mit Kapital oder Terrain an ihrer Gründung beteiligt sind. Du hast einfach kein Glück im Leben!

In den letzten Tagen des September gelang es Gottfried endlich, des Getreidehändlers habhaft zu werden, auf den er seine letzte Hoffnung setzte. Aber auch der Getreidehändler hatte nichts weiter für ihn als ein bedauerliches Achselzucken und einige gutgesetzte Worte, mit denen er es begründete.

„... Worte, Worte, die Gottfried wie die peinigende Melodie eines unerträglich oft vernommenen Gassenhauers in die Ohren klangen. Mit Aufmerksamkeit hörte er erst hin, als der Mann auf einmal sagte: „... Gewiß ... es ist eine Nichtswürdigkeit von Plathe, daß er Ihnen die Planke, auf der Sie stehen, gerade im ungünstigsten Augenblicke unter den Füßen wegzieht; nötig hat er's nicht, das weiß ich am besten. Er hätte es immerhin noch eine Zeitlang mit ansehen können, ob es Ihnen nicht doch noch glücken würde, sich durchzuwinden. Vielleicht aber hat er damals, nach Ihres Vaters Tode, die Hypothek nur darum hingegeben, um die Wirtschafft — wenn's einmal mit Ihrer Mutter schiefgehen sollte — recht billigen Kaufes in die Hand zu bekommen. Vielleicht aber hat er sich zum Zuziehen der Schlinge auch erst von seinem Schwiegersohn breitschlagen lassen. Denn der und sein Kompagnon sind ein paar rücksichtslos Verwegene, ein paar Strauchräuber, denen eine vernichtete Existenz nicht mehr gilt als ein totgetretener Wurm auf der Straße!“

Gottfried der ganz zusammengesunken neben dem Schreibtische des Getreidehändlers gesessen hatte, richtete sich langsam auf; in seine Augen trat ein starrer, drohender Ausdruck.

„Sie meinen wirklich, daß mein Vetter die Wirtschafft kaufen will, um Kapital daraus zu schlagen?“

„Aber das ist doch das übliche Manöver, lieber Freund. Und in Ihrem speziellen Falle? Ihr Wald an der Zerlitzer Grenze soll und muß der Villenkolonie erhalten bleiben — das weiß ich aus sicherer Quelle. In Ihrem Besitz aber hält man ihn für gefährdet. Und wenn die Märkische Gesellschaft den ersten Verbauungsplan auch so entworfen hat, daß Ihre Grundstücke scheinbar als totes Land daliegen — vom Plan zur Ausführung ist auch bei Gründern ein weiter Schritt; und was hindert die Herren, in dem Augenblicke, wo Ihre Scholle in Fritz Reinhardts Besitz übergegangen sein wird, einen neuen Verbauungsplan herauszugeben? Wer will ihnen verbieten, nun auf einmal Ihre Ländereien fein frisiert ins Schaufenster zu setzen und die der anderen Rodenauer als Ladenhüter in den Winkel zu

stellen? Etwa die Rücksicht auf die Dummen, die der Märkischen mit Geld und Geldeswert auf die Beine halfen? Du lieber Gott. . . mag doch jeder zusehen, wie er seine Grundstücke auf eigene Faust losschlägt! Zunächst ich und dann noch einmal ich — und dann erst die anderen!“

„Ob sich denn nicht vielleicht ein fremder Spekulant finden ließe, der Lust hätte, der Märkischen Gesellschaft Konkurrenz zu machen? Der wenigstens noch das Altenteil meiner Mutter herausböte, damit . . . der Lump die Wirtschafft nicht für dieses — Lumpengeld in die Finger bekommt?“

„Nein . . . dazu liegt die Entwicklung bei Ihnen noch viel zu sehr im Dunkeln. Drei, vier — vielleicht auch schon zwei Jahre später, wenn die Bahn ihre Rentabilität erwiesen hat, wenn man erst sehen kann, wie der Hase läuft. Aber jetzt? Nein! Und dann . . . hinter die Märkische ist neuerdings eine mächtige Großbank getreten, mit der anzubandeln ich keinem Schwächeren raten möchte. Finden Sie sich in Ihr Schicksal, lieber Freund! Sie sind jung, Sie sind tüchtig. Sie werden sich anderswo in der Welt eine neue Existenz erarbeiten — eine bessere vielleicht, als Sie sie in der Heimat hatten!“

Gottfried saß, den starren, drohenden Blick geradeaus ins Leere gerichtet, und rührte sich nicht. Was war denn das? Was stand denn da auf einmal vor seinen Augen? Wo war er denn! Träumte er? Die drei: Plathe, Fritz Reinhardt und der Doktorbauer, kamen auf ihn zu, flossen zusammen zu einer nebelgrauen, riesenhaften Gestalt. Und diese Gestalt, die bald die Züge des ersten, bald die des zweiten, bald die des dritten seiner Feinde zu tragen schien, die bald mit des einen, bald mit des anderen Stimme redete, reckte die unförmigen Arme nach seinem Hause und rief zuletzt, die Fratze höhnisch verzerrend: „Fort, Totschläger! Du hast hier nichts mehr zu suchen!“

Wo bist Du denn eigentlich? In Berlin? Im Bureau des Getreidehändlers? Nein! In Rodenau bist Du . . . Am Torweg Deines Hauses stehst Du, Deine und Deines Weibes Heimstatt vor der nebelgrauen, riesenhaften, höhnisch grinsenden Gestalt zu schützen. Und wie sie nicht von Dir weicht, näher auf Dich eindringt, was tust Du? Den schweren Eichenpfosten des Torweges reißt Du aus, als wären Dir Simsons Kräfte verliehen, und schlägst damit die drohend vor Dir aufgereckte Gestalt nieder. Eine breite Lache dunklen Blutes ergießt sich vor Dir und verliert sich in den Sonnenschein draußen . . .

Taumelnd, wie trunken, stand Gottfried auf und ging. Doch die Sorge schritt nicht mehr an seiner Seite. Sie war geflüchtet vor etwas Größerem, Gewaltigerem, das neben ihm daherschwebte, geistergleich, und sein ganzes Wesen erfüllte.

Er wußte, daß seine Frau, von Hoffen und Verzagen hin- und hergeworfen, ihn daheim mit fiebernder Ungeduld erwartete. Aber er ging doch noch erst zu dem Rechtsanwalt, der ihn einst vor dem Militärgerichte vertreten hatte, und fragte:

„Ist das kein Verbrechen, wenn einer, um sich zu bereichern, seinen Mitmenschen von Haus und Hof treibt?“

„Ich verstehe Sie nicht . . .!“

Gottfried erzählte; und der Rechtsanwalt antwortete, ganz betroffen durch den merkwürdigen Blick des Fragers:

„Nein . . . ein Verbrechen nach unserem geschriebenen Gesetze ist das nicht; nach dem ungeschriebenen in unserem Innern aber ist es mindestens eine Schurkerei. Eine Schurkerei allerdings, die tagtäglich geschieht, für die wir Juristen daher kaum noch ein Achselzucken übrig haben.“

„Aber auf die keine Strafe steht? Vor der mich das Gesetz nicht schützt?“

„Nein — natürlich nicht. Ich sagte es ja schon!“

Auf dem Heimweg von Zerlitz traf Gottfried mit Gustav Seeger zusammen, der Plathe im Frühjahr heimlich eins auf den Hut gegeben hatte und der nun um seinen früheren „Todfeind“ herumswanzelte wie ein um einen guten Bissen bettelnder Hund.

„Na?“ fragte er, „einen neuen Geldgeber hast Du wohl noch nicht?“

„Nein!“

Ein kurzes ärgerliches Auflachen.

„Ich hab's ja immer gesagt . . . einen Dusel hat Ziethen aus dem Busehl! Der kriegt Deine Wirtschaft wahrhaftig für die lumpigen neunzig Mill' und schlägt später 'mal seine vier- bis fünfmalhundert 'raus!“

„So? Du meinst?“

„Num ja . . . gegen mich, der ich jetzt sehr intir mit ihm stehe, hat er neulich — auf der Hochzeit als er 'n bißchen angesäuselt war — seine Rentabilitätsberechnung aufgemacht. Aber ich hab' ihr mein Ehrenwort gegeben, zu keinem Menschen darüber zu reden. Und ich hätt' auch zu Dir nischt gesagt, wenn Du mir nicht so leid tätest und — wenn's nicht eigentlich 'n Skandal wäre, daß der Kerl se 'n unverschämten Dusel hat. Genau wie Plathe. Du hättest Dir die Erna nicht entgehen lassen sollen. In der Familie ist der Segen nun 'mal zu Hause!“

„Ja . . . das wird wohl so sein.“

Also, das ist Gustav Seeger, der Dich noch vor einem halben Jahre als „Herkules in den Augiasstall der Gemeindevertretung“ schieken wollte, der gegen Heuchelei und List und Trug wie ein Berserker tobte! Während von seinen Lippen das Kampfgeschrei: „Recht und Gerechtigkeit!“ flammte — wie sind die Menschen erbärmlich! —, saß in seinem Herzen der gemeine, kriechende Neid! Nicht Deines Veters schmähliche Handlungsweise ist es, die ihn empört, sondern sein unverschämtes Glück! Hahaha!

Zu Trude, aus deren Augen die Angst schrie, sagte Gottfried beim Heimkommen nur: „Es war wieder nichts!“ Und ging dann hinaus und sah, ob in der Wirtschaft alles in Ordnung wäre. Seine Pflicht wollte er tun bis zuletzt. Da sollte keiner kommen und ihm nachreden können, daß er, solange er Herr gewesen auf seinem Grund und Boden, auch nur das Allgeringste versäumt hätte!

Unterwegs in der Balm hatte ihn der Gedanke durchzuckt: Schlag' Deinen Wald auf der Höhe nieder, spiel' ihnen allen einen Schabernack, damit sie mit ihrer Villenkolonie wenigstens, wenn der Wind aus Südosten weht, von Zerlitz her „die Nasen vollkriegen!“ Aber gleich hatte er diese Regung nieder Rachelust wieder erstiekt. Nein, tu' nichts, tu' um Deiner selbst willen nichts, was Dir als Unrecht erscheint!

„Und sei nicht etwa so dumm, noch Zinsen zu bezahlen!“ hatte ihm Gustav Seeger auf dem gemeinsamen Heimweg von Zerlitz aus noch geraten. „Ob Du nun um neunzig oder um einundneunzig Mille verklagt wirst, ist schnuppe. Jeder ist sich selbst der Nächste. Suche zu Geld zu machen, was Du noch irgend zu Geld machen kannst. Alle Vorteile gelten. Und Ziethen verdient auch so noch genug!“

Weshalb rufst Du Dir das überhaupt ins Gedächtnis? Höre doch gar nicht mehr hin nach dem, was Menschen Dir sagen!

* * *

Pünktlich am 1. Oktober fuhr Gottfried nach Berlin, die fälligen Zinsen, wie es ihm aufgegeben worden war, an das Bankhaus Kon u. Co. zu bezahlen.

„Und wann gedenken Sie das gekündigte Kapital zurückzuerstatten?“ fragte der Kassierer, während er die Quittung ausfüllte, und blickte Gottfried durch den schwarzumrandeten Kneifer herausfordernd an.

„Wenn ich es habe — eher nicht!“

Vor dem drohenden Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, und vor dem hellen, starren Blick, der sie begleitete, schlug der Kassierer erschreckt seine kurzzeitigen Augen nieder.

Am 10. Oktober schon erhielt Gottfried die Klage gestellt.

Trude, die solange standhaft gewesen war und nimmer noch auf Wunder gewartet hatte, lag jetzt manche Nacht wach in ihrem Bett und weinte und weinte.

Nicht für sich zitterte und bebte sie — sie selbst war sich ja immer ihre geringste Sorge gewesen; für das Kind zitterte sie, das sie unter dem Herzen rug, das sie mit allstündlichem Regen und Bewegen mahnte: Du bist meine Mutter, Du hast mir das Leben gegeben, Du mußt mir das Leben erhalten . . .

Und für Gottfried zitterte sie. Er spricht kaum noch mit mir, geht oft an mir vorbei, als ob er mich gar nicht sähe. Ist er mir gram geworden, weil ich so arm bin und niemand habe, der ihm helfen könnte? Was ist das in seinem Blick, dieses Dunkel-drohende und doch so seltsam Helle?

Und wieder einmal hing sie sich zärtlich an Gottfrieds Hals. „Du, sei doch gut! Geh' doch nicht so still und stumm muher. Sprich doch — sprich doch wenigstens. Sag' mir, was Dich drückt und quält — sag' mir alles! Sag' mir, daß Du mir gram bist wegen meiner Armut. Schilt mit mir. Nur sei nicht so starr und stumm!“

Leise strich er ihr da über das Haar. „Wie sollt' ich Dir wohl gram sein? Kannst Du dafür, daß die Menschen schlecht sind?“

„Laß sie docht sein, wie sie wollen — die Menschen. Sind wir zwei uns nicht genug? Und wenn wir wirklich hier heraus müssen, es ist ja schwer, gewiß — für Dich besonders. Aber es ist doch noch nicht das Schwerste! Müßt' ich Dich verlieren, das wär' doch tausendmal schlimmer. Das wär' das einzige, was ich nicht überleben könnte.“

Gottfrieds Blick hing schon wieder mit hartem und hellem Glanz ins Leere.

„Nein . . . das ist nicht das Schwerste, daß wir hier hinaus müssen. Aber warum wir es müssen — das ist's! Daß es kein Recht und keine Gerechtigkeit in der Welt gibt!“

„Darunter müssen viele leiden, Friedel, noch härter als wir. Schau' Dich um. Ist nicht Not und Krankheit und Elend das Schicksal Tausender?“

„Das Schicksal! Hm . . . vielleicht. Aber das schlimmste Unglück kommt von den Menschen!“

„Wir sind beide gesund und stark. Und für die Gesunden und Starken ist Armwerden kein Unglück. Was verlangen wir denn viel vom Leben? Frühling und Sommer wird es überall in der Welt, überall gibt es grüne Felder und blauen Himmel darüber. Und überall können wir beide uns mit unseren gesunden Händen das Wenige verdienen, was wir für uns und unser Kind gebrauchen werden. Nicht, Liebest?“

Unter Tränen lachte sie ihm an.

„Ja, Du . . . und das Kind!“ Sein abgewandter Blick kehrte noch einmal zu ihr zurück, glitt zärtlich über sie hin, um gleich wieder starr und hell ins Leere zu schweifen. „Aber laß mir, laß . . . auf

das alles kommt es ja jetzt gar nicht an . . .“ Sanft machte er sich aus ihrer Umarmung frei und ging wieder an seine Arbeit.

Trude aber wußte sich in ihrer Seelennot nicht mehr zu lassen, sehlich, als es Abend geworden war — ach, es wurde jetzt, wo der Oktober sich mit Macht seinem Ende zuneigte, schon so früh Abend! — zu Plathe und demütigte sich mit heißen Bitten vor ihm — nicht um ihretwillen, sondern um ihres Mannes und ihres Kindes willen.

Und Plathe antwortete: „Natürlich . . . an Eurem Untergang liegt uns nischts. Sag' Deinem Mann, ich will ihm noch zwölftausend Mark auf die Wirtschaft herauszahlen . . . natürlich mit allem, was drauf ist: mit Pferden, Wagen, Vieh und Maschinen — wenn er freiwillig geht. Und in Raulow stände die Braune'sche Kossätenstelle zum Verkauf. Wenn er da zehntausend angibt, hat er sie weg und behält noch zweitausend zum Wirtschaften in den Fingern. Sag' ihm, ich wäre morgen so wie so zu ihm gekommen, um ihm das vorzuschlagen. Wenn aber hart für hart gehen sollte, wenn zum Subhastationstermine keine Käufer da sind als wir — und das haben wir in der Hand —, wer will uns zwingen, unsere Hypothek voll herauszubieten? Und dann bleibt er schließlich noch mit nem gehörigen Rest bei uns hängen und hat zeitlebens keine Ruhe vor dem Gerichtsvollzieher!“

Trude eilte heim, beinahe stolz auf das, was sie zuwege gebracht hatte, und richtete Gottfried die Botschaft aus.

Der aber lachte, lachte mit dem scharfen, höhischen Lachen, das seit seinem Besuch bei dem Geidehändler allzuoft von seinen Lippen sprang.

„Sieh an! Mein Unglück will er nicht !Halaha! in gutes Herz zeigt sich wieder 'mal in seinem ganzen Glanz!“ Und dann in heftigstem Zorn, feuerrot im Gesicht: „Bange hat er, der Schuft, ich könnt' entweder alles, was beweglich ist auf meinem Grund und Boden, verkaufen, oder es möchten sich zum Subhastationstermin doch noch unvorhergesehene Bieter einstellen, die ihm und dem anderen Halunken die Wirtschaft teuer machen!“

„Wenn er auch wirklich so denken mag, Friedel, sei doch vernünftig, weiche der Gewalt . . . bringe uns nicht um den schönen Anfang zu einer neuen Existenz, die sich uns — ein Glück in allem Unglück — so unverhofft bietet!“

„Nein!“ schrie Gottfried da, „nein! Was verstehst Du denn von dem allen? Was kümmert mich das plundrige Geld? Mein Recht will ich, mein Recht! Und wenn wir alle darüber zugrunde gehen!“

Die Rodenauer schüttelten die Köpfe und flüsterten Gottfried ins Ohr, er wäre schön dumm. Für wen quäle er sich eigentlich von früh bis spät, für wen bestelle er seinen Acker mit einer Gründlichkeit, als ob er seiner Klitsche den Ruf einer Musterwirtschaft und sich ein Ehrendiplom von der Landwirtschaftskammer erwerben wolle? Für Zietzen aus dem Busch quäle er sich — für sich selbst doch nicht. Denn darüber müsse er doch im klaren sein, daß er jetzt keinen neuen Geldgeber mehr fände, jetzt, wo seine Klagesache jeden Tag spruchreif würdel! Warum führe er noch immer nach Berlin, schreibe Briefe über Briefe und gäbe Inserate über Inserate auf? Gewiß, er wäre ja zu bedauern, reinweg vom Unglück verfolgt wäre er. Plathe aber und dem Direktor hätte man ihre Gemeinheit schon längst unter die Nase gerieben, wenn man nicht fürchten müsse, es dadurch mit ihnen zu verderben. Da die beiden aber nun 'mal die Hauptmacher der Märkischen wären, so sei man doch schließlich von ihnen abhängig! Warum in aller Welt er sich nicht

so gut wie irgend möglich schadlos halte, dafür sorge, daß die beiden Räuber ihre Beute mit leeren Wänden und kahlen Stoppeln in die schmutzigen Finger bekämen?

Und auch unter sich schwatzten die Rodenauer: „Der Friedel Reinhardt ist verrückt! Nun hat er die Händler — die Vieh-, Pferde-, Kornhändler und Trödler —, die ihn jetzt wie Bienen unsehwärmen, die gewiß ihr eigenes Bestes, daneben aber doch auch sein Bestes wollen, gar schon in heller Wut vom Hof gejagt und ihnen gedroht, er würde seinen Hund auf sie hetzen, wenn sie ihre Visage noch einmal durch seinen Torweg steckten! Ja, wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen!“ . . . Und Gustav Seeger schöpfte aus dem Brunnen seiner reichen Welterfahrung und sagte: „Es gibt Steuerleute und Kapitäne, die ihr Schiff auch in der höchsten Not nicht im Stich lassen, die es als eine Art Ehrensache betrachten, mit ihrem Schiff unterzugehen. Gott sei mit ihnen; denn selig sind die Schafsöpfe!“ — — —

Um die Mittagsstunde des Tages, an dem in der Hypothekensache Plathe wider Reinhardt das Versäumnisurteil auf Zwangsverkauf und Exmission ergehen mußte — bei der Aussichtslosigkeit seiner Sache hatte Gottfried sich erst gar nicht durch einen Anwalt vertreten lassen —, kam Frau Marie Reinhardt in lebhafter innerer Bewegung vom Hause des Doktorbauern her über die Straße geeilt und fand ihren Sohn, nachdem sie ihn in Haus und Hof vergeblich gesucht hatte, endlich in der Rüstkammer, in der er eben dabei war, sich aus einer kernfesten Buchenklobe eine neue Wagenrunge als Ersatz für eine alte, schadhaft gewordene zurechtzuspalten.

So tief erregt war die Frau mit dem schönen, ebenmäßigen Gesicht, in dessen Mund- und Augenwinkeln die Sorgen und Aufregungen des letzten halben Jahres aber doch manche feine Falte eingeritzt hatten, daß sie zunächst eine Weile schwer atmend, die Hand aufs Herz gepreßt, dastehen und sich sammeln mußte. Dann aber sagte sie, und helle Freude leuchtete dabei aus ihren blauen Augen:

„Onkel Jörg hat eben seine Wirtschaft verkauft — an einer Berliner Bank; und Du sollst doch gleich an den . . . an Kon u. Co. deposeschieren, daß man Dir weitere Kosten ersparen möchte; denn Du würdest die 90.000 Mark noch in dieser Woche auszahlen!“

Gottfried stützte die Axt auf den Hauklotz und sah die Mutter mit seinen hellen, starren Blick durchdringend an.

„An dem, was Du da sagst, ist mir etwas nicht klar . . .“

„Mein Gott,“ fiel ihm die Mutter, als hätte sie Furcht vor seiner Frage, ins Wort: „Der Onkel will nicht, daß Vaters Erbe unter den Hammer kommt. Darum gibt er Dir die Hypothek, nach der Du solange umsonst gesucht hast. Er hätte es gerne schon früher getan; aber er konnte erst heute mit seinen Käufern handelseins werden.“

„So . . . so!“

Gottfried ließ die Axt zur Erde fallen und richtete sich mit einem langen und tiefen Atemholen in die Höhe. Als wenn er alle Last von seinen Schultern abschüttelte, als wenn seine schmal und hager gewordene Gestalt sich dehnte und wüchse, so sah er aus. Der starre Ausdruck in seinen Zügen aber wurde noch härter, steinern gleichsam.

Ach . . . Endlich! Endlich! Das ist die Stunde, auf die du so lange wartetest, wenn du dir's auch nie eingestandest! Dieses Opfer, das dir der da drüben zu bringen bereit ist: „Selbst von Haus und Hof will ich gehen, damit du nur dein Bündel nicht schnüren brauchst . . .“ — dieses ungeheure Opfer

schließt die Kette des Beweises, daß er es war, der Strohschein erschlug, daß er es war, um den du ins Zuchthaus mußt, daß er es war, der dir dein Leben verdarb!

Daß aber das Werk deiner Vernichtung, das der da drüben begann, nun von seinem Solne vollendet wird, ist das nun Zufall oder Fügung? Hat Gott das so eingerichtet, damit durch die Schuld des Solmes endlich auch die Schuld des Vaters an den Tag kommen und ihre Sühne finden soll? Oder soll das nun die Sühne sein, da, da drüben dir im letzten Augenblick die Hand zur Rettung bietet? Nein . . . ein Geldopfer, ob auch noch so groß, sühnt diese Schuld nicht. Nur die Wahrheit könnte noch zu einer Sühne werden, das klare Geständnis, das die Zuchthauschande, den Fluch, du wärest ein feiger Totschläger, von dir nimmt bis zum letzten Rest.

„So? . . . Also darum will mir der Onkel Jörg die Hypothek geben, damit Vaters Erbe nicht in fremde Hände kommt, Mutter?“

Frau Marie Reinhardt, die bei dem langen Schweigen des Sohnes Folterqualen gelitten hatte, wurde unter seinem Blick, der sich in ihr Hirn und Herz bohren zu wollen schien, blaß; ein leises Zittern befehl ihre Hände, und ihr Blick haftete an der Axt, die auf dem Boden lag.

Lüge, beweise noch einmal deine Kraft!

„Nun ja . . . Natürlich will er auch nicht, daß ich mein Altenteil verliere!“

„Einen anderen Grund hat er nicht, Mutter?“

Wie schrill und drohend die Frage klang! Lüge, laß mich nicht im Stich! . . .

„Ich wüßte nicht, Friedel, was der Onkel sonst noch . . . für einen Grund haben sollte!“

Mühsam brachte Frau Reinhardt die paar Worte über die blassen Lippen.

Gottfried griff die Axt vom Boden auf, ließ sie mit wuchtigem Hieb in den Hanklotz sausen.

„Ja, dann sage ihm nur, dem Onkel Jörg, das, was Du mir da bestellt hast, wäre für mich nicht Grund genug, sein Opfer anzunehmen. Die Rechnung, zu deren Bezahlung mich heute das Zivilgericht verurteilt — das sage ihm nur — drückte mich nicht so sehr wie die andere Rechnung, die ich noch beim Kriminalgericht einzutreiben habe. Warum soll man sich als Schuldner bedrückt fühlen, wenn man an anderer Stelle mit einem mindestens ebenso hohen Betrag Gläubiger ist? Und — auch das sage ihm nur — dadurch, daß ich meine Forderung eintriede, gedenke ich auch meine Schuld an Fritz und Plathe glattzumachen!“

Frau Marie Reinhardt verstand ihres Sohnes Rede nicht sogleich; aber ein Abnen ging ihr auf von dem furchtbaren Sinn, der in ihr verborgen lag. Eine wildverzweifelte Angst überflutete ihr Herz und zwang sie mit gefalteten Händen zu flehen:

„Gottfried! . . . Gottfried!“

„Ja, Mutter!“ Seine Augen flammten. „Mit meinem Namen habt Ihr es damals gut getroffen. Ich werde meinen Frieden mit Gott machen und mich um die Welt nicht mehr kümmern!“

Da war es der Frau, als wollte ihr der Boden unter den Füßen entweichen. Sie brach in Schluchzen aus, und ihr Taschentuch vor das tränenüberströmte Gesicht pressend, schwankte sie über den Hof weg in ihre Wohnung. Zum Doktorbauer hinüberzugehen und ihm ihres Sohnes Antwort auszurichten, fehlte ihr der Mut. War sie nicht dadurch, daß sie den Reuigen im Frühling zum Schweigen gezwungen hatte, nun wirklich zu seiner Mitschuldigen geworden?

Gottfried nahm die Axt und das zurechtgespaltene Buchenscheit wieder zur Hand und schickte sich an, die Wagenrunge zu vollenden.

„Ja . . . grübelte er, während Span um Span fiel, überall in der Buchführung des Lebens haben Kredit und Debet dieselben Rechte und fordern ihren Ausgleich. Jede Leistung will ihre Bezahlung, und für jede Bezahlung, ob sie auch auf Vorschuß gegeben ist, muß etwas geleistet werden! Dich hat man als Totschläger verurteilt, ohne daß du ein Totschläger warst. Also hast du fünf Jahre Zuchthaus gut auf der Kreditseite des Lebens.

Hieb auf Hieb fiel in das zähe Holz, und aus dem Buchenscheit, das eine Wagenrunge hatte werden sollen, wurde eine Keule.

So! Die willst du bereit stellen bis zu dem Tage, an dem Plathe oder dein Vetter kommen werden, dich von deinem Grund und Boden zu vertreiben. Vielleicht kommt auch der da drüben, der liebe Onkel Jörg, um dir gut zuzureden. Den ersten aber, der den Fuß über deine Schwelle setzen wird, willst du totschiessen mit deiner Keule. Den ersten . . . vielleicht auch noch den zweiten daneben . . . vielleicht auch gleich alle drei hintereinander!

XV.

So, am Hunger nach Recht und Gerechtigkeit wie an einer todbringenden Krankheit leidend, fuhr Gottfried Reinhardt am nächsten Tag nach Berlin zu der Kriminalgerichtsverhandlung wider den „roten Alwin“, für die als Hauptbelastungszeugen er und Trude geladen waren.

Der rote Alwin hatte inzwischen aus der geheimnisvollen Urne der mit verbundenen Augen ihres Amtes waltenden Frau Justitia ein Glückslos empfangen. Nachdem das gegen ihn gefällte Todesurteil vom Reichsgericht aufgehoben worden war, war es seinem eifrigen Rechtsbeistand gelungen, einen Zeugen, einen wegen betrügerischen Bankrotts nach Rußland geflüchteten Priegnitzer Viehhändler, aufzustöbern, der bekundete, er hätte in der in Frage kommenden Zeit auf der von Wittenberge nordwärts führenden Landstraße tatsächlich seine Briefftasche mit einem Tausendmarkschein verloren, sich um die Wiedererlangung des Geldes aber nicht weiter bemüht und jede Anzeige unterlassen, weil kein Grund für ihn vorlag, die Polizei noch besonders auf seine Spur zu locken.

Diese Aussage hatte den Geschworenen des neuen Gerichtes, an das des roten Alwin Wittenberger Raubmordsache zur wiederholten Verhandlung überwiesen worden war, den Mut genommen, des armen Teufels Geschichte als Lüge zu behandeln. Gegen den Antrag des Staatsanwaltes, der auch diesmal wieder auf Schuldig plädierte, hatten sie den alten Zuchthäusler, der nun schon wieder länger als ein Jahr in Untersuchungshaft saß, freigesprochen.

Der rote Alwin aber dachte: Wenn das Leben eine Geschichte erdichtete, die dich vor dem Beil des Scharfrichters retten konnte — wäre der Fund des Tausendmarkscheines nicht dazwischengekommen, so hättest du deinen Wandergenossen, den echten Alwin Plettenberg, um seiner Papiere und seiner Barschaft willen am Ende auch ohne den Zwang der Notwehr kaltgemacht —, warum sollst du nicht auch einmal dein Heil im Geschiehterfinden versuchen? Um Kopf und Kragen geht's ja wegen des Ueberflalles im Flur des Rodenauer Armenhauses nicht, höchstens um ein Dutzend Jahre Sonnenburg. Aber wenn man sich dadurch, daß man den Richtern ordentlich die Huelle voll lügt, ersparen kann — alle Vorteile gelten!

Als beim Zeugenauftritt Gottfried an Trudes Seite den kleinen Schwurgerichtssaal des Moabiter Kriminalpalastes betrat und sein Auge zufällig über den Zuhörerraum hingleitete, zuckte er zusam-

nen; ob in einer Regung der Genugtuung oder des Unwillens — darüber war er sich zunächst selbst nicht klar. Der da drüben, der Doktorbauer, was wollte der denn hier? Ja, ja, du lieber Onkel Jörg, ich weiß schon, weshalb du so blaß und in dich versunken da auf der Bank sitzt, weshalb du deinem siechen Körper die anstrengende Reise hierher zugemutet hast — wohl gar im Wagen; denn mit dem Zuge, den wir anderen alle benutzen, bist du nicht gefahren. Ich weiß schon: das böse Gewissen trieb dich her. Du mußt dir wieder einmal so einen hochnotpeinlichen Stabbruch über einen armen Sünder mit ansehen, mit anhören — studienhalber; du mußt dich mit der Vorstellung quälen: Wenn ich nun an dessen Statt da in dem Anklagekasten säße, wie ich's doch mit Fug und Recht verdiene . . . Laß nur, du brauchst meinem Blick nicht auszuweichen. Ich weiß, daß du die Kraft nicht hast, deine Schuld zu sühnen!

In Anbetracht der wenigen für die Verhandlung in Frage kommenden Zeugen war die Feststellung, daß alle Geladenen erschienen waren, rasch erledigt. Der Vorsitzende, ein ungeduldiger, nervöser Mann, schickte die Aufgerufenen wieder hinaus und schritt zur Vernehmung des Angeklagten.

Der rote Alwin, der Trude Hoffmann, solange sie im Saal gewesen war, keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte, dessen unsteter Raubtierblick die zügellose Leidenschaft vierriet, die ihn immer noch verzehrte, krampfte die gelbgrauen, häßlichen Hände um die Brüstung seines Käfigs und begann: Die ihm zur Last gelegte Messerstecherei hätte sich ganz anders abgespielt, als die Anklage behauptete und als er selbst bei seiner Verhaftung im September vom Jahr zugegeben hätte, um seiner damaligen Braut, der jetzigen Bäuerin Reinhardt, keine Unannehmlichkeiten zu machen.

Mit seines Mädels, der Trude Hoffmann, Einverständnis hätte er im Flur des Armenhauses, wo sie doch wohnte und wo sie ihm schon öfter ein Stelldichein gegeben, auf sie gewartet. Und die Trude, mit der er ja auch zusammen in Lohn und Brot gewesen, hätte ihn schon lange auf den Bauern scharfgemacht gehabt, weil der gleich nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus wie verrückt hinter ihr her gewesen sei und sie sich vor seinen Nachstellungen gefürchtet hätte. Na, und vor einem Menschen, der seinen eigenen Stielvater totgeschlagen, könne ein Mädels ja auch wohl Bange haben . . .

Der Doktorbauer, der schon ein paar mal unruhig auf seinem Platze hin und her gerückt ist, ächzt und stöhnt. Das unverständliche Murmeln, das von seinen graubärtigen Lippen quillt, klingt in ein deutliches: „Unerhört — unerhört!“ aus; und die mageren, zittrige Hand stößt den schweren Stock, auf den der matte Körper sich auch im Sitzen stützen muß, heftig auf die Diele.

„Ich bitte mir Ruhe aus!“ ruft der Vorsitzende. Sein blaßes Gesicht zuckt; er hebt das vor ihm liegende Aktenstück hoch und wirft es auf den Tisch, daß es nur so knallt. „Bei der geringsten Störung lasse ich die Bänke für das Publikum räumen!“

Und der rote Alwin, die hellen Brauen hoch in die krause Stirn emporgezogen, den stieren Blick an den Richtern und Geschworenen vorbei auf das Fenster gerichtet, hinter dem die Freiheit leuchtet und glänzt, fährt fort:

Die Trude Hoffmann aber hätte offenbar mit ihm und dem Bauern zugleich ihr Spiel getrieben. Und wie sie ihn auf den Bauern eifersüchtig gemacht, so hätte sie jedenfalls auch den Bauern gegen ihn aufgehetzt. „Natürlich, wenn so'n Frauenzimmer einen Bauern kriegen könnte, mochte er auch ruhig ein

Totschläger sein, dann hätte eben der Knecht seine älteren Rechte verloren.

Jedenfalls . . . wie er an dem Erntefestabend da auf dem Flur gestanden und auf die Trude gepaßt hätte, wäre sie auf einmal mit Reinhardt zusammen lachend und schäkernd angekommen. Wahrscheinlich hätte sie gedacht, er, der alte Liebste, säße mit den anderen Knechten im „Weißen Roß“ und sie könne nun ungehindert auch den neuen Liebsten mal zu seinem Rechte kommen lassen.

Gewiß . . . er hätte eins über den Durst getrunken gehabt und wäre auch schon durch das lange Warten ungeduldig und argwöhnisch geworden. Und wie nun auf einmal der Bauer da mit seinem Mädels im Arm vor ihm stand, da hätte er nicht gerade die Mütze gezogen und gebeten: Entschuldigen Sie nur freundlichst, daß ich störel. Nein . . . er hätte ziemlich hitzig gefragt, was das Scharmuzieren denn eigentlich bedeuten solle; und es wären dann ein paar hanebüchene Schimpfereien hin und her geflogen. Auf einmal aber hätte Reinhardt ihn gepackt und zu Boden gefeuert, daß er gleich dachte, er müsse sich auf dem harten Pflaster alle Knochen im Leibe zerbrochen haben. Und dann wäre der Bauer auch schon, lang und schwer wie ein Stück Bauholz, über ihn hergefallen, hätte ihn an den Hals gekriegt und zu würgen versucht. Weil aber des Mädels Bitten und Betteln, Reinhardt solle sich doch zufriedengeben, nichts half, auch dann nicht, als sie ihn wegzureißen versuchte, da hätte er eben sein Messer vorgekramt und um sich gestochen. Dabei wäre er dann, ohne es zu wollen, Trudes Arm zu nahe gekommen. Und daß er dem Bauer nicht nach dem Leben getrachtet, das ginge doch schon darans hervor, daß er ihn nur am Oberschenkel leicht verletzt hätte.

„Der Zeuge Reinhardt!“

Als der Vorsitzende nach erfolgter Vertheidigung Gottfrieds Personalien feststellt und dabei auch nach den erlittenen Vorstrafen fragt, erhält er die Antwort:

„Fünf Jahre Zuchthaus — aber unschuldig und gegen Recht und Gerechtigkeit!“

„Solche Nachsätze können Sie sich schenken! Verstehen Sie!“

„Gegen Recht und Gerechtigkeit!“ wiederholt Gottfried mit erhobener Stimme. Sein Antlitz flammt der helle, drohende Blick.

Dieser Blick bringt den Vorsitzenden völlig aus der Fassung; und ehe er in seiner Empörung noch die rechten Worte finden kann, diese unerhörte Kühnheit gegen den Geist der heiligen Justiz zu rügen, ist drüben im Zuhörerraum der Doktorbauer aufgestanden, zwei Schritte gegen die Schranken zu vorgetreten und steht nun da, totenblaß, schwer atmend, mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt. Ein neuer Stein des Anstoßes für die überempfindlichen Nerven des Richters, und doch wieder eine Art willkommener Ablenkung.

„Was will der Mann da eigentlich? Wissen Sie etwas zur Sache? Dann melden Sie sich nachher — nach der Vernehmung der geladenen Zeugen. Verursachen Sie noch einmal die allergeringste Störung, lasse ich Sie auf der Stelle hinausweisen!“

Und dann zu Gottfried gewendet: „Machen Sie Ihre Aussage jetzt! Aber ohne alle Umschweife und Nachsätze. Und denken Sie an den Eid, den Sie eben geleistet haben, der Sie wieder ins Zuchthaus bringen kann, wenn Sie mit einer Silbe von der Wahrheit abweichen!“

Gottfried steht da, den rechten Fuß vorgesetzt, die an den Seiten herabhängenden Hände zu Fäusten geballt. Die Schultern hat er ein wenig angezogen, den Kopf nach vorn gebeugt. Ein ungeheu-

rer Wille ist in ihm, sich zu bezwingen, damit die heiße Empörung, die in ihm loht, nicht jäh hervorbreche und neue nutzlose Marter über ihn bringe. Bilde dir ein, redete er sich zu, du ständest wieder, wie einst, als Angeklagter vor dem Militärgerichte; bilde dir ein, du ständest dem Zuchthausdirektor gegenüber, der mit Handfesseln und Dunkelarrest deinen gerechten Zorn stets so trefflich zu dämpfen wußte! Zügle deine Zunge, bezähme dein Blut!

Und in kurzen, abgehackten Sätzen erzählt er die Ereignisse jenes Septemberebends von dem Augenblick an, wo er Trude Hoffmann vor den Saalfenstern der „Krone“ seine Begleitung anbot, weil er den roten Alwin hinter ihr im Schatten der Linden wie eine mordlüsterne Katze herumschleichen gesehen, bis zu der Minute, in den er den Gefesselten dem Wachtmeister Brömel zur Ueberführen in das Rodenauer Spritzenhaus auslieferte.

„Ihre Aussage stellt im schroffsten Widerspruch zu den Behauptungen des Angeklagten!“ beginnt nun wieder der Vorsitzende mit nervösem Augenzwinkern und gereizt klingender Stimme.

Gottfried sieht den schwarzgekleideten Mann hinter dem schwarzbehängten Tisch an, wie ein Kind einen verschmitzten Rätselaufgeber anblickt.

Was du da sagst, das verstehe ich nicht, das kann ich nicht raten. —

Der rote Alwin aber maecht sich die entstandene Pause gleich zunutze. Die unsteten Verbrecherausagen frech und höhnisch auf seinen Todfeind gerichtet, — denn der da, der ihn die Liebste genommen, ist sein Todfeind! — fängt er an, seine dreiste Lügenmär in hastigen, sich überstürzenden Worten noch einmal herunterzuleiern.

In Gottfrieds schmalwangiges Leidensantlitz tritt ein Ausdruck des Ekels. Herrgott! Gibt es denn das überhaupt in der Welt, so eine schlammige, abgrundtiefe, stinkende Gemeinheit?

Erst, als der Eingesperrete in seinem Käfig noch einmal mit zynischer Wendung seine „älteren Rechte“ auf Trude Hoffmann unterstreicht, durchzuckt es ihn: Das . . . diese schlammige, stinkende Gemeinheit besudelt ja dein Weib! Und da reißt es ihn hin. Mit einem keuchenden: „Gottvergessener Lügner . . . Hund verfluchter!“ fährt er in den noch immer nicht zur Ruhe gekommenen Wortschwall des roten Alwin.

„Was fällt Ihnen ein, Mensch? Was unterstehen Sie sich?“ Der Vorsitzende, kirschrot im Gesicht, schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß Tintenfaß und Federhalter tanzen. „Vergessen Sie, wo Sie sind? Haben Sie gar keinen Respekt im Leibe? Noch ein Wort, das recht unbedingt zur Sache gehört, und ich nehme Sie in eine sofort zu vollstreckende Haftstrafe, lasse Sie abführen — auf der Stelle!“

Gottfried ballt die Hände noch fester zusammen, zieht die Schultern noch straffer an, beißt die Zähne in die Unterlippe, bis der physische Schmerz ihm Halt gebietet, und schließt die Augen in grenzenlosem Weh.

Einer der Geschworenen, ein Maler, der auch das Zuchthausstagebuch gelesen hat, denkt: „Wie muß es in dem armen Kerl aussehen! Aber so, mit diesem Gesicht, möchtest du ihn als Modell haben zu einem Bilde des im Garten von Gethsemane mit seinem Gott ringenden Christus!“

Der rote Alwin indessen wirft sich mit einer Gebärde der Verachtung keck in die Brust.

„Der!“ höhnt er. „Lügner schimpft er mich — der! So einer, der seinen Stiefvater totschißt und dann zu leige is, es einzugestehen — so ein verfluchter Hund bin ich noch lange nicht!“

Aus Gottfrieds Kehle ein gurgelnder, pfeifender

Laut. Und dann, ehe noch einer dazwischenspringen, das Ungeheuerliche verhindern kann, ist der Gefolterte, wie mit glühendem Eisen Gepeinigte, auf den Mann in der Anklagebank losgestürzt, hat ihn an Brust und Schultern gepackt und gegen die Wand des Käfigs geschleudert, daß es dröhnt.

Die Klingel des Vorsitzenden schrillt durch den Saal.

„Gerichtsdienör! Den Gendarm! — Verhaftung! Er soll den Menschen da auf der Stelle verhaften!“

Gottfried steht ganz in sich zusammengesunken, stiert mit irrem Blick zu Boden.

Der rote Alwin, in die Ecke seines Kastens gedrückt, winselt und stöhnt unter den Händen eines Arztes, der von der Geschworenenbank herzugeeilt ist und ihn betastet und befühlt.

Der Vorsitzende, den seine Nerven im Stiche zu lassen drohen, schüttelt wie hilflos den Kopf, zuckt die Achseln, trupft sich den Schweiß von der Stirn und gibt in seiner Fassungslosigkeit nicht darauf acht, daß der Doktorbauer vom Zuhörerraum her durch die Schranken tritt und durch den Verhandlungsraum gegen den Richtertisch vorschreitet.

Erst als er dicht vor ihm steht, sieht er ihn. Eine neue Aufregung lenkt er und schnellt ordentlich von seinem Sessel in die Höhe, ehe er herausstößt: „Da sind Sie ja schon wieder!“

Wie zum Schutz streckt der Doktorbauer seinen Arm gegen Gottfried aus.

„Lassen Sie doch den in Frieden, den Armen! Hat er denn noch nicht genug gelitten?“

„Was wollen Sie denn eigentlich, Herr?“

„Einmal muß es an den Tag — wider Recht und Gerechtigkeit habt Ihr den eingesperrt. Ich . . . ich, der Bauer Georg Reinhardt aus Rodenau, war es, der vor sieben Jahren den Architekten Strohschein erschlug!“

Gottfrieds Hand fährt mit einem jähen Ruck zu den Augen empor, legt sich schützend darüber. Kein anderes Denken und Empfinden hat Raum in ihm als dieses: Es bricht eine große Helligkeit in diesen dunklen Saal, eine so gewaltige Helligkeit, daß sie dich blendet! Stehst du denn noch auf Erden? Lebst du noch? Oder haben dich Gottes Engel schon zur Höhe getragen?

Minutenlang beherrscht ihn dieses Empfinden. Auch durch die ausgebreitete Hand bricht die Helligkeit in seine Augen, in seine Seele; er sieht nichts weiter als ihren blendenden Schein, er hört nichts weiter als das Sausen und Zischen der Flammen, die diese ungeheure Helle erzeugen.

Daß der rote Alwin zusammenzuckt, sich zusammenduckt im bitter-schmerzlichen Begreifen: Jetzt hast du dein Spiel verloren! . . . er sieht es nicht. Daß der Arzt sofort unwillig zu jenem sagt: „Mensch, Sie verstellen sich ja nur!“ . . . er hört es nicht. Er hört auch nicht, wie der Doktorbauer dem Vorsitzenden in klaren, knappen Sätzen Beweggründe und Hergang seines Verbrechens schildert und um seine Verhaftung bittet.

Dann aber tritt der Doktorbauer zu ihm, berührt ihn schüchtern mit der Hand und sagt: „Gottfried!“

Da ist es diesem auf einmal, als wenn die Helligkeit um ihn und in ihm ihn nun nicht mehr blendete, als wenn sie ihm unsagbar wohlthäte, als wenn sie ihn erwärmte und mit einem Strom von neuer, großer, nie geahnter Kraft erfüllte. Da jubelt seine Seele auf in dem einen Gedanken: Frei! Und dann kann er sich nicht mehr halten. Auf die Zeugenbank sinkt er hin, bricht in Schluchzen aus und weint wie ein Kind. „Gottfried!“ hebt der Doktorbauer nach einmal an. „Daß ich allen Kummer von Dir nehme — Deine Mutter ist unschuldig und rein — hat nichts von meiner Schuld gewußt bis vor wenigen

Wochen. Und eine Bitte hab' ich an Dich — schlag sie mir nicht ab: Nimm das Geld! Nimm's damit ich hoffen kann, daß Du mir, wenn auch nicht heute und morgen, so doch später einmal vergeben wirst. Nimm das Geld! Als geringes, allergeringstes Sühnopfer! Ich hätte sonst keine Ruhe mehr, solange ich lebe. Und so lange muß ich noch leben, bis ich meinen Richtern Rede und Antwort gestanden habe bis ins kleinste. Damit kein Makel auf Dir und Deiner Mutter bleibt — nicht der Hauch eines Makels."

Der Vorsitzende hat dem Gerichtsdienner den vom Staatsanwalt ausgefertigten Haftbefehl übergeben, und der Gerichtsdienner tritt, sich verlegen räuspernd, neben den Doktorbauer.

„Gottfried!“ fleht der zum drittenmale.

Da tastet Gottfried zögernd nach der bittend ausgestreckten Hand. In seinen großen, hellen Augen flammt es wie Anklage und Vorwurf, und auch über seine zuckenden Lippen will ein Wort des Vorwurfes springen. Dann aber ist's ihm, als träte Pfarrer Christ's Lichtgestalt neben ihm und seine milde Stimme spräche: „Du sollst nicht Richter sein. Wie oft hab' ich Dir das gesagt!“ Und da nimmt er des Doktorbauers Hand mit festem Drucke in seine beiden Hände.

„Das hättest Du ja nicht auf Dich nehmen brauchen, da brauchst Du nun da hingehst, wo es so furehtbar ist — so furehtbar. Wenn Du's nur mir — nur mir allein gestanden hättest — wie Du's der Mutter gestanden hast, dann wäre ja alles gut gewesen.“

Der Doktorbauer aber schüttelt den Kopf. Noch einmal drückt er Gottfrieds Hand. In seinen Augen, die sonst immer trüb und verschleiert blickten, glimmt ein frohes Leuchten auf, seine müde Gestalt strahlt sich, und mit festem Schritt folgt er dem Gerichtsdienner in die Untersuchungshaft.

Der Kampf gegen das Altern.

Nicht nur im individuellen Interesse, sondern vor allem im Interesse der Rassenhygiene beschäftigt sich der preußische Stabsarzt Dr. med. Friedrich Münter von der Charité in Berlin mit einer rationalen Pflege des menschlichen Körpers in jedem Lebensalter. In seinem kürzlich bei George Westermann in Braunschweig und Berlin erschienenen Buche „Kultur des Leibes“, Wege zur Hebung der Volkskraft, will er den Gedanken verbreiten, daß jeder Mensch nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch aus höheren ethischen Gründen, aus Gründen der Erhaltung der Rassenhöhe, die Pflicht habe, gesund zu sein und gesund sich zu erhalten. Das Gegenteil müßte eine Degeneration der gesamten Volkskraft ergeben. Der Autor beleuchtet in seinen fesselnden Ausführungen die Schädlichkeiten unseres Kulturlebens und speziell die Sünden, die vom deutschen Volke täglich in Arbeit und Erholung, im Wohnen, im Essen und Trinken, und zwar in allen Altersstufen und Lebenslagen und von beiden Geschlechtern begangen werden. Es ist selbstverständlich, daß auch dem Altern, beziehungsweise dem Kampfe gegen das Alter eine entsprechende Betrachtung gewidmet erscheint. Wie Dr. Münter über diesen Kampf gegen das Alter denkt, zeigt das klassische Zitat, das er anführt: „Folle deet pueros ludere, folle senem.“ (Mit dem Ball zu spielen, ziemt dem Knaben, ziemt dem Greise.) Es wird oft behauptet, daß ältere Leute, wenn sie sich von ihrem Berufe zurückziehen, kurze Zeit nach ihrem Ausscheiden aus diesem sterben. Es ist ganz natürlich,

daß ein Mann, dem sein Beruf eine geregelte körperliche und geistige Tätigkeit gab, Schaden erleiden kann, wenn er sich nach seinem Ausscheiden aus beruflichem Tagewerk allzu intensiver Ruhe hingibt. Jedes Organ, das nicht in Übung erhalten wird, erschlafft, bis zu einem gewissen Grade auch die alternden Organe. Nicht allein die Jugend, nicht allein der Erwachsene, auch der Alternde bedarf rationaler Leibespflege. Natürlich verdient die Tatsache erhebliche Berücksichtigung, daß im Alter die körperlichen Leistungen, und zwar diese weit mehr als die geistigen, von selbst mehr und mehr zurückgehen. Ueberanstrengung kann hier empfindlich schädigen. Rationelle Leibespflege jedoch in ihren verschiedenen Anwendungsformen, beim Essen und Trinken, bei Erholung und Schlaf, durch Hautpflege und vor allem eine dem Körperzustand angepaßte Muskelpflege, die schon und übt zugleich, vermag den Prozeß des Alterns aufzuhalten. Die allgemeine Sterblichkeit hat sich verringert, innerhalb von fünfzig Jahren ist sie von 3 Prozent auf 2 Prozent gefallen. Das Durchschnittsalter ist gestiegen, doch behauptet man, daß es heutzutage viel weniger Hochbetagte gäbe als in früheren Zeiten, wo der Mensch mehr Muskelmann sein mußte als jetzt. Den Engländern, die bis in ein hohes Alter hinein ihren Sport treiben, sagt man große Rüstigkeit im Alter nach. Sie sagen von sich selbst, sie sterben nicht im Greisenalter, sondern in a green old age. In England wurde vor kurzer Zeit ein mehrstündiges Golfspiel ausgetragen, das von vier Greisen, die über achtzig Jahre alt waren, gespielt wurde.

Eine typische Ausnutzungskrankheit, die Arterienhärtung, die sich bei manchem schon Ausgang Dreißig zeigt, ist eine vermeidbare Krankheit. Nur Menschen und im Einzelfalle einige Haustiere erliegen diesem Leiden. Der Mensch, der Homo sapiens, ist das einzige Wesen, das infolge dieser Krankheit im Alter eine Einbuße seiner geistigen Fähigkeiten zeigen, verblöden kann. Daß dieser klägliche Ausgang des Menschenlebens vermeidbar ist, zeigen zahllose Beispiele, vor allem Beispiele großer Männer, die jenseits der siebzig geistige Hochleistungen vollbrachten. Kein tüchtiger Mann wird sechzig als die freiwillige Grenze seines Ehrgeizes und seiner Wirksamkeit anerkennen, ist gesagt worden. Im Alter nimmt nicht die Fülle der Ideen ab, nur die Lust, sie auszusprechen, sagt Gutzkow. Goethe äußerte ein Jahr vor seinem Tode, daß er sich in den letzten dreißig Jahren nicht so produktiv gefühlt habe wie als Achtzigjähriger. Man nehme einem Volke die jungen Elemente, und man wird einen Körper ohne Herz haben; man nehme ihm die Greise, und es wird ein Organismus ohne Kopf sein, sagt Mantegazza. Talente können in den verschiedensten Altersstufen zum erstenmal zum Vorschein kommen. Geistige Hochleistungen jenseits der Siebzigerjahre lieferten z. B. neben vielen anderen Sokrates, Plato, Michelangelo, Tizian, Galilei, Voltaire, Händel, Verdi, Leibniz, Kant, A. v. Humboldt, Bismarck, Moltke. Als Dreiundsiebzigjähriger zog Wilhelm I. in den Feldzug 1870/71. Gerade bei alten Leuten läßt es sich zeigen, wie die Festigkeit einer physischen Konstitution der Ausgangspunkt geistigen Schaffens ist. Man hat statistisch festgestellt, daß Leute im allgemeinen vorbestimmt sind, ein höheres Alter zu erreichen, die von langebigen Eltern stammen, die Muttermilch statt Flaschenmilch in der Säuglingszeit erhalten haben (80 bis 95 Prozent der Greise über 80 Jahre genossen natürliche Säuglingsnahrung), weiterhin Leute aus höheren Ständen (die unteren Stände leben allzuoft in unhygienischen Gesamtverhältnissen),

weiterhin Leute, die mäßig waren im Genuß von Alkohol. Auch Geschlechtskrankheiten drücken das Lebensalter herab und ebenfalls schließlich ein frühes Aussetzen beruflicher Tätigkeit.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Mann am Anfange der Zwanzigerjahre noch nicht auf der Höhe körperlicher Leistungsfähigkeit, hygienische Lebensweise vorausgesetzt, angekommen ist. Leute im Alter von unseren aktiven Soldaten sind zum Teil noch zu weich für längere Anstrengungen, zum Beispiel für Krieg und Tropicdienst. Auch junge Pferde müssen mit Vorsicht in Arbeit genommen werden. Seine größte Körperlänge erreicht man erst mit ungefähr 25 Jahren. Die Höhe körperlicher Leistungsfähigkeit hält bei geeigneter Lebensführung viele Jahre unvermindert an, beziehungsweise läßt sich noch steigern. Nur im Schnellauf scheint die Jugend zwischen 20 und 25 Jahren dem reifen Alter voraus zu sein, ein Umstand, der sich damit erklärt, daß der Mensch mit Eintritt der Reife im allgemeinen unterläßt, sich laufend zu bewegen und die Lunge und das Herz sich nunmehr der verminderten Leistungen anpassen. Die Landsknechte Frundberg, die das Wort prägten „Wer im Krieg will Unglück han, fang' es mit den Deutschen an“, waren keine Jünglinge. Die Helden unserer Sage waren ausgewachsene Männer, auch Siegfried zum Beispiel, zum Teil Männer im reiferen Alter, Dietrich von Bern, Hagen; es sei sogar des alten Hildebrandt, des alten Wate gedacht. Es ist keine Seltenheit, auf englischen Spielplätzen, zum Beispiel im Tennis- und Reitsport, Männer im grauen Haar siegen zu sehen. Der Engländer Blackstaffe gewann mit 42 Jahren seine erste olympische Weltmeisterschaft im Rudern, Kowalewski, der Vater der russischen Athletik, ein Arzt, begann, 41 Jahre alt, rationelle Muskelpflege zu treiben, um seine nicht robuste Konstitution zu fördern; er brachte es zu ansehnlichen Kraftleistungen und gewann eine gefestigte Gesundheit. Im Jahre 1911 zählte der deutsche Fußballbund 5000 Leute von über 40 Jahren, die sich an dem anstrengenden Spiele beteiligten. Erfolgreiche Athleten und Turner reiferen Alters findet man neuerdings in immer häufiger werdenden Fällen. Es ist auffallend, ein wie hohes Alter oft Leute erreichen, die zeitlich schwer gearbeitet haben; nicht die starke Muskelleistung läßt den Arbeiter im allgemeinen früh altern, sondern eine unhygienische Gesamtlebensweise, bei der natürlich auch der Mangel an körperlicher Erholung eine Rolle spielt.

Rationelle Muskelpflege erhält den Brustkorb elastisch, die Lunge leistungsfähig, Gelenke und Wirbelsäule biegsam. Speziell die Lunge versagt wegen Fortfalles von Schnelligkeitsleistungen oft unverhältnismäßig früh. Man hat gefunden, daß Tiere im allgemeinen achtmal so lange leben, als sie Zeit bis zur Geschlechtsreife gebrauchen. Man müßte danach den natürlichen Alterstod beim Menschen auf ein Alter von achtmal 14 bis 16 Jahren ansetzen. Das erscheint reichlich hochgegriffen, immerhin kennt man Menschen, die 150 Jahre alt geworden sind. Jedenfalls ist ein Siechtum und Ende in einem Alter zwischen 40 und 50 Jahren ein vorzeitiges und vermeidbares; auch ist darauf hinzuweisen, daß die tödlichen Krankheiten, die bei einem jüngeren Menschen allmählich zum Ende führen, oft qualvoller verlaufen, als das Ende eines Greises. Der Gedanke, daß ältere Frauen regelmäßige Muskelpflege, wenn nötig, in Form von Gymnastik treiben sollen, ist kein absurder; zudem haben gerade ältere Frauen durch ihre Hausarbeit oft mehr körperliche Anregung als zum Beispiel pensionierte Männer, die vielfach ein gelangweiltes, nörgelndes Dasein führen und sich zum Teil an regelmäßigen Biergenuß, zum

Beispiel Dämmerschoppen, mehr als gut ist, gewöhnen. Regelmäßiges Wandern kräftigt, wenn man es auch nicht allseitig übt, in hervorragender Weise. Gymnastische Maßnahmen unter Zuhilfenahme von Hanteln, Stäben, Keulen und dergleichen kann sich jeder Intelligente selbst zusammenstellen. Auch sind eine Reihe von Büchern über diesen Gegenstand erschienen. An Sports kommen in Frage Segeln, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Jagen, Angeln und Tennis, ferner Spiele wie Krieket und Golf. Garten- und Feldarbeit ist dringend zu empfehlen. Der alternde Körper kämpft ein Rückzugsgefecht. Besser, als einem unbarmherzigen Feind sich ohne Gegenwehr zu ergeben, ist es, ihn sich, so lange es irgend geht, mit wirksamen Mitteln vom Leibe zu halten.

Allerlei Interessantes.

Eine Tolstoj-Ausstellung in London. Aus London wird berichtet: In der Old Bondstreet Gallerie in London erregt zur Zeit eine Tolstoj-Ausstellung das allgemeine Interesse. Sie enthält alles mögliche, Zeichnungen, Manuskripte, seltene Ausgaben seiner Werke und eine große Anzahl von Dingen, die auf den berühmten russischen Schriftsteller Bezug haben. Einen großen Teil der Ausstellung nehmen die Photographien Tolstoj's ein, aus denen hervorgeht, daß wohl kaum ein Prophet des „einfachen Lebens“ so oft photographiert wurde, wie Tolstoj. Er ist dargestellt, wie er pflügt, liegend schreibt, einer Maschinenschreiberin diktiert, wie er eine Hacke gebraucht, wie er Schach spielt, wie er photographiert wird, wie er Tee trinkt, wie er reitet, wie er Lawn Tennis spielt, wie er badet usw. usw. Seine Popularität beweisen seine Bilder auf industriellen Produkten, auf Bonbons, Zigarettenpaketen, Manschettenknöpfen, Papier-Messern, Streichholzschachteln, Bleistiften und Spielzeugen. So z. B. ist dort ein mechanisches Spielzeug, das Tolstoj als Ackerpflüger darstellt. Dann sind eine große Anzahl von Autographen vorhanden, Korrekturen seiner Manuskripte, seine Totenmaske, ein Gypsabguß seiner Hand, alle möglichen Uebersetzungen seiner Werke, von Esperanto bis zu lettischen Ausgaben, der Gegenstand jedoch, der am meisten Interesse erregt, ist das Modell des Hauses des Bahnhofsvorstehers von Astopovo, in dem Tolstoj starb. Das Dach kann abgenommen werden und zeigt das Innere eines ärmlichen Raumes mit einer schauerlichen Tapete, die treulich reproduziert wurde. Ein Wandschirm verdeckt das billige eiserne Bett, auf dem Tolstoj während der letzten sechs Tage seines Lebens lag. Auf einem Tisch steht eine billige Lampe, eine Medizinflasche, ein Krug, ein Hornlöffel, eine Schachtel Streichhölzer, ein Taschenmesser und andere Kleinigkeiten. Die Möbel sind billig und häßlich und der Eindruck des Ganzen ist ärmlich und unkomfortabel und gibt ein treuliches Bild der Umgebung, in der Tolstoj starb.

Um Edelsteine auf ihre Echtheit hin zu prüfen, bediene man sich folgender, sehr einfachen Methode: Man spitze ein kleines Stück Aluminium zu und versuche damit, die betreffenden Steine zu beschreiben. Erscheint dabei die Schrift in mattglänzenden Zügen, so hat man es mit Fälschung zu tun. Auf echten Steinen machen sich die Schriftzüge nicht bemerkbar.